

Wöchentlich 85 Pf., monatlich 3.60 M. im voraus zahlbar, Postbezug 4.32 M. einschließlich 60 Pf. Postgebühr... 72 Pf. Postgebühr... abonnement 6.— M. pro Monat; für Sünder mit ermäßigtem Druckfahrpreis 5.— M.

Der „Vorwärts“ erscheint wochentags zweimal, Sonntags und Montags einmal, die Abendausgabe für Berlin und im Handel mit dem Titel „Der Abend“. Illustrierte Beilage „Welt und Zeit“, Berliner „Frauenstimme“, „Technik“, „Bild in die Bäckerei“, „Jugend-Vorwärts“ u. „Stichtbeilage“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Mittwoch
28. Januar 1931
Groß-Berlin 10 Pf.
Auswärts 15 Pf.

Die einseitige Hauptausgabe des „Vorwärts“ in Berlin, Reichsmarkt, „Kleine Anzeigen“ das letzte Wort 25 Pfennig (zwei seitgedruckte Worte), jedes weitere Wort 12 Pfennig. Streifenbeilage das erste Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 60 Pfennig. Familienanzeigen Seite 40 Pfennig. Anzeigenannahme im Hauptgebäude Lindenstraße 3, wochentags von 8^{1/2} bis 17 Uhr.

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhoff 293-297 Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postcheckkonto: Berlin 37536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, Lindenstr. 3, Tel. S. u. Disc.-Ges., Depositenk., Jerusalemstr. 63-66.

Laval's Rechtsregierung.

Lardieu-Kabinett in schwacher Neuauflage.

Paris, 27. Januar. (Eigenbericht.)

Das neue Kabinett Laval ist trotz aller Bemühungen und Segenswünsche der bürgerlichen Drahtzieher nur ein Kabinett der Lückenbüsser geworden.

Mit Schmerz stellt die kapitalistische Presse am Dienstag fest, daß die erwähnte Konzentration der Republikaner oder besser gesagt die Unterjochung der bürgerlichen Linken nicht gelungen ist. Diesmal aber hat Laval, anstatt nach der Weigerung der Radikalen wie im Dezember seinen Auftrag zur Regierungsbildung zurückzugeben, sich dazu bestimmen lassen, eine

Regierung um jeden Preis

und unbedürftigt um ihre parteipolitische Zusammenfügung auf die Beine zu stellen. Was aus diesen verzweifeltten Bemühungen geworden ist, ist nichts anderes als eine verwaschene Neuauflage der alten reaktionären Kabinette Lardieus. Ein Unterschied gegen früher ist nur darin zu erblicken, daß Lardieu sich anstatt des Innenministeriums sich mit dem heideneckeren Landwirtschaftsministerium und sein treuester Helfer Reynaud anstatt des Finanzministeriums sich mit dem Kolonialministerium begnügen muß. Maginot aber hat trotz seiner sensationellen Behauptung zur internationalen Friedenspolitik Briands das Kriegsministerium behalten dürfen. So hat er jetzt Gelegenheit, durch die Tat zu beweisen, daß die Sicherheit Frankreichs nicht durch eine Uebersteigerung der Rüstungen, sondern nur durch Abrüstung und internationale Verständigung garantiert werden kann. Bezeichnend für die Rechts-einstellung des Kabinetts ist übrigens auch die Tatsache, daß Laval auf die Mitarbeit von Chéron und Germain Martin verzichtete, die zwar parteipolitisch zur Rechten gehören, ihrer Ueberzeugung nach aber stark nach links tendieren. Diese Politiker waren in seinen Augen dadurch kompromittiert, daß sie in der Linksregierung Steeg mitgearbeitet haben.

Unter den 12 Unterstaatssekretären Laval sind zwei interessante Persönlichkeiten vorhanden. Der erste ist der Unterstaatssekretär im Kolonialministerium Diagne, ein raffinerter Senegalese, der sich des Refords rühmen darf, als erster Farbiger einer europäischen Regierung anzugehören. Der zweite ist der Unterstaatssekretär im Handelsministerium Frey, der Chefredakteur der „Strohburger Neuesten Nachrichten“, der in der Vorkriegszeit als effizienter Korrespondent für mehrere deutsche Zeitungen tätig war.

Das Kabinett Laval dürfte in der Kammer über die alle Lardieu-Mehrheit von höchstens 320 Stimmen

verfügen. Diese Stimmenzahl genügt, um ihm wenigstens für den Anfang die Existenz zu sichern. Später aber, wenn der Tag der Kammerneuwahl in bedrohliche Nähe rückt, dürfte es manchem Abgeordneten der Mitte schwerfallen, für das Rechtskabinett Laval zu stimmen, da die Haltung der Wählerfront sich in der letzten Zeit keineswegs nach rechts hin entwickelt hat.

Pierre Laval ist zwar zum ersten Male Ministerpräsident geworden, aber er ist kein Reuling in der französischen Politik. Wiederholt hat er als Justizminister, Innenminister oder Minister für öffentliche Arbeiten in verschiedenen Kabinetten der Nachkriegszeit gewirkt.

Seine politische Laufbahn ist nicht gerade erfreulich: vor dem Kriege war er Sozialist und gebärdete sich sehr revolutionär. Als solcher wurde er Bürgermeister eines Arbeiterbezirks in der Pariser Banlieue. Zur Zeit der Spaltung schien er sogar mit den Kommunisten zu sympathisieren. Bald danach fand man ihn aber als „Sozialrepublikaner“ unter den engen Freunden Coillaux, also immerhin noch als Mann der bürgerlichen Linken. Nach wenigen Jahren galt er jedoch schon als Adjutant Voicarsés und nun ist er glücklich das Haupt einer ausgesprochenen Rechtsregierung geworden! Das zeugt für seine Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit, aber nicht für seinen Charakter.

Lochrufe der Faschisten.

Italien und Deutschland gegen Frankreich?

Rom, 27. Januar. (Eigenbericht.)

Außenminister Grandi ist am Dienstag aus Genf zurückgekehrt. Von zuverlässiger Seite erfährt der Korrespondent des „Soz. Pressedienst“ in Rom, daß Mussolini und Grandi die Genfer Zusammenarbeit mit Deutschland sehr begrüßen. Man hofft, in Zukunft noch besser als bisher zusammenarbeiten zu können. Diese Zusammenarbeit sei völlig unabhängig von den verschiedenen innenpolitischen Systemen der beiden Länder. Man habe auch „nicht die geringste Absicht“, innenpolitische Rückwirkungen in Deutschland herbeizuführen, d. h. auf die Erstarkung des Nationalsozialismus zu rechnen. Das ganze sei für Italien eine Frage der außenpolitischen Taktik. In den letzten Genfer Verhandlungen sehe man den ersten tatsächlichen Beweis für die Notwendigkeit eines Zusammengehens zwischen Deutschland und Rom. Das sei der einzig mögliche Weg, ein Gegengewicht gegen das bisherige Übergewicht Frankreichs und seiner Gefolgsstaaten zu schaffen. Die Hinzuziehung Russlands und der Türkei werde diese Situation noch bedeutend verbessern. Daß man in der Minderheitenfrage keine offene Unterstützung Italiens habe erzielen können, erklärte sich aus der besonderen Lage der eigenen italienischen Minderheiten.

Aber in allen anderen Fragen könne Deutschland auf Italien rechnen. Die Anregung für dieses Genfer Zusammengehen sei von Italien ausgegangen und es sei kein Zweifel, daß die deutsche Regierung sie gern aufgegriffen habe.

Unerrichtete deutsche Kreise bestreiten entschieden, daß eine wesentliche Aenderung der Außenpolitik des Reiches eingetreten sei. Die italienische Presse aber fährt fort, die angebliche Schwächung Deutschlands zu feiern. Der Zweck dieser Stimmungsmache ist durchsichtig: man will uns vor der übrigen Welt kompromittieren, um uns noch fester an den Karren des Duce zu fetten.

Die Versicherung, daß der italienische Faschismus damit keine Stärkung des Hitlerismus beabsichtige, steht im Widerspruch zu den bisherigen Tatsachen. Die offene Unterstützung des deutschen Faschismus durch den italienischen ist unbestreitbar. Als Gegenleistung tritt Hitler für die moralische Preisgabe der Südtiroler ein. Bezeichnend ist übrigens das Eingeständnis, daß in der Minderheitenfrage Italien Deutschland nicht unterstützen könne: eben

weil der Faschismus auf die Unterdrückung der deutschen Südtiroler und der Slowenen nicht verzichten kann.

Daß der italienische Faschismus bei seinen außenpolitischen Beziehungen sehr „großzügig“ ist, zeigt die immer engere Freundschaft zwischen Rom und Moskau, die Mussolini nicht im geringsten daran hindert, die Kommunisten im eigenen Lande ohne Erbarmen zu verfolgen. Daß die Bolschewiki so charakterlos sind, dennoch mit der italienischen Regierung einträchtig zusammenzugehen, ist nur ein neuer Beweis ihrer Charakterlosigkeit. Wir Sozialdemokraten lehnen es aber entschieden ab, daran ein Beispiel zu nehmen. In unseren Augen ist das italienische Regime verräuchert und es scheint uns würdelos, im Interesse angeblicher nationaler Leistungserfolge einem engen Zusammengehen zwischen der deutschen Republik und dem Lande Mussolinis zuzustimmen.

Außerdem versprechen wir uns von einem solchen Zusammengehen nichts Gutes für Deutschland. Frankreich ist jederzeit in der Lage, Italien mit einer Anleihe oder mit einer Dase an der lybisch-äthiopischen Wüstengrenze zu fördern.

Es mag zwar vorkommen, daß es Fälle geben kann, in denen sich der deutsche und der italienische Standpunkt begegnen, weil Frankreich in einer bestimmten Frage von seiner egoistischen These nicht abgehen will. Auch die englische Arbeiterregierung ist vor einem Jahre gezwungen gewesen, in der Flottenfrage den italienischen gegen den französischen Standpunkt zu unterstützen. Aber zwischen einem einmaligen, zufälligen Zusammengehen in einer bestimmten Angelegenheit und jener grundsätzlichen Optierung für Italien gegen Frankreich, zu der uns die faschistische Presse Italiens und die nationalistische Presse in Deutschland verleiten wollen, ist ein Himmelweiter Unterschied. Gerade die jüngsten Vorgänge in Genf haben gezeigt, daß wir bei diesem Spiel allzu leicht das Objekt der diplomatischen Strategie Mussolinis werden. Dafür ist uns Deutschland zu gut, als Schachfigur in dem konfusem Spiel Mussolinis gegen Frankreich mißbraucht zu werden.

Der italienische Botschafter in Washington legte im Staatsdepartement Verwahrung ein gegen unhöfliche Bemerkungen, die der General Smedley Butler vom Marinekorps über Mussolini gemacht haben soll.

Budgetrecht des Reichstags

Seine Anwendung früher und jetzt.

Von Hugo Heimann.

Das Budgetrecht gilt von alters her als eines der wichtigsten Rechte der Parlamente. Die Beratung und Festlegung des Haushalts, durch den die Exekutive die Richtschnur für ihr Handeln im kommenden Jahr erhält, ist daher auch immer als eine ihrer vornehmsten Aufgaben angesehen worden. Trotzdem wurde lange Zeit hindurch in Deutschland dieser Aufgabe nicht die Beachtung zugewendet, die ihr zukommt. Die breitere Öffentlichkeit, ja selbst die eigentlich dazu Berufenen, standen der Gestaltung des Reichshaushaltes im einzelnen mehr oder minder interesselos gegenüber. Das hatte innere und äußere Gründe.

Die Ausgabenseite der Vorkriegszeit legte sich in der Hauptsache zusammen aus den Aufwendungen für die Hoheitsverwaltungen, die Heeresbedürfnisse und die Verzinsung und Tilgung der Reichsschuld. Auf der Einnahmeseite wurde dementsprechend nur ein verhältnismäßig geringer Teil des Volkseinkommens für die Reichskasse beansprucht. Der verlorene Weltkrieg mit seiner Vernichtung ungeheurer Werte, die drückenden Reparationszahlungen an die Siegerstaaten und vor allem die nach der Umwälzung allmählich einsetzende Wandlung des früheren Obrigkeitsstaates zu einem Wohlfahrts- und Sozialstaat haben diese Verhältnisse von Grund auf geändert. Heute ist jeder einzelne Staatsbürger in der Formung des eigenen Lebens an die Gestaltung der Einnahme- und Ausgabe-seite des Reichshaushaltes aufs engste gekettet.

Es kam ferner früher hinzu, daß ein Eindringen in Einzelheiten des Etats für alle, die sein Studium nicht zu ihrer Spezialaufgabe gemacht hatten, ausgeschlossen war. Unübersichtlichkeit und Verschiedenheit in der Aufstellung aller Einzelpläne, Fehlen auch nur des geringsten Begleiters durch das Labyrinth der Tausende von Titeln, riesige Sammelbände ohne genau umgrenzte Zweckbestimmungen, Verdunklung des Etatsbildes durch Uebertragungsmöglichkeiten der bewilligten Mittel von einem Jahr ins andere und zahlreiche andere Ermächtigungen verperrten den Weg zu allgemeinerer Kenntnis des Etats. Diese Verhältnisse wurden durch den Krieg und die Inflation noch verschärft und gaben der hohen Bürokratie die Möglichkeit, die Reichsgelder fast ohne jede Kontrolle durch den Reichstag zu bewirtschaften.

Die Sozialdemokratie ist es gewesen, die als erste und Jahre hindurch als einzige den Kampf gegen diese Zustände aufgenommen hat, die, je länger, je mehr, das Budgetrecht des Reichstags zugunsten der Ministerialbürokratie ausweitete. Wer heute den nach einheitlichem Plan aufgestellten, straff gegliederten, mit Sachregistern und dergleichen versehenen Haushaltsplan zur Hand nimmt, wer in den beigefügten 255 Quartseiten und Dutzende von Tabellen umfassenden Ueberblick blättert und auf jede Frage mit leichter Mühe die Antwort findet, der kann sich keine Vorstellung von der Mühe und Arbeit machen, die ein Studium des Etats noch vor einigen Jahren erforderte.

Der Kampf der Sozialdemokratie ging aber nicht nur gegen alle inneren und äußeren Verdunklungsversuche des Haushaltsplans, sondern er wandte sich mit gleicher Energie dem zweiten Teil des Budgetrechts zu, der gänzlich vernachlässigten Rechnungsprüfung. Diese Rechnungsprüfung war früher bestenfalls rein kalkulatorisch gewesen. Dazu kam, daß unter dem Druck des Krieges und der Nachkriegszeit dem Reichstag die Fäden der Finanzherrschaft mehr und mehr entglitten waren. Das trat besonders kräftig zutage, als über den ersten Goldetat des Jahres 1924 Rechnung gelegt wurde. Nicht nur erfolgte eine Rechnungslegung erst zwei Jahre nach Abschluß des Rechnungsjahres 1924, sondern sie zeigte auch in Einnahme und Ausgabe Ueberschreitungen von zwei Milliarden und mehr. Statt solche ungeheuerlichen Ueberschreitungen auf das peinlichste zu begründen, glaubten einzelne Verwaltungen, den Reichstag mit vollkommen inhaltsleeren Bemerkungen: „es hat sich als Bedürfnis erwiesen“, „mußte sofort angeschafft werden“ usw. abspesen zu können.

Den ersten Erfolg zur Besserung dieser unmöglichen Zustände erzielte die Sozialdemokratie mit der Aufhebung des früheren Rechnungsausschusses und der Verlegung der Rechnungsprüfung in den Haushaltsausschuß. Dieser bildete für die Zwecke der Rechnungsprüfung einen ständigen Unterausschuß, dessen Vorsitzende der frühere Zentrumsfinanzminister Dr. Köhler, dessen Generalberichterhalter der Genosse Heinig wurde. Insbesondere der unermüdeten, vom gesamten Reichstag an-

erkannter Tätigkeit des Genossen Heinig ist es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, die Rechnungsprüfung des Ausschusses zu dem zu machen, was sie sein soll: zu einer parlamentarisch-politischen. Mit der selbstherrlichen Bewirtschaftung großer Sammelbonds durch die betreffenden Sachbearbeiter, mit der durch die Übertragbarkeit von Mitteln möglich gewordenen Schaffung sogenannter „Töpfchen“, mit allen anderen Verdunkelungsversuchen wird zielbewußt aufgeräumt. Ein Titel, der einmal zur Untersuchung gestellt ist, wird nicht aus der Fange gelassen, bis er offen und geklärt daliegt. Ueber der Eingangstür des Saales in dem der Rechnungsausschuß tagt, stehen, wenn auch unsichtbar, die Worte: „Wer hier eintritt, lasse jede Hoffnung auf Heimlichkeiten fahren“. Selbstverständlich war es nicht möglich, in wenigen Jahren die Fülle aller absichtlichen und unabsichtlichen Unklarheiten im Etat aufzuhellen. Dies um so weniger, als in manchen Ressorts nach Sperrung des einen Weges mit Eifer und Geschick neue, noch ungekannte Seitenwege eingeschlagen wurden. Die ersten bedeutenden Schritte zur parlamentarischen Kontrolle über die Herausgabe von Reichsgeldern sind indessen getan und können nicht mehr rückgängig gemacht werden.

Aber nicht nur sachlich, sondern auch zeitlich sind große Fortschritte erzielt. Soeben hat der Haushaltsausschuß dem Reichstag den 31 Quartseiten umfassenden Bericht seines Unterausschusses über die Rechnungslegung 1929 zur Genehmigung zugeleitet. Damit hat der Haushaltsausschuß noch vor Beginn der Feststellung des Haushalts für das kommende Rechnungsjahr 1931 Kenntnis erhalten, wie die Mittel im abgeschlossenen Rechnungsjahr bewirtschaftet worden sind. Die beiden gleich wichtigen Teile des Budgetrechts sind also nunmehr so einander nahegerückt, wie es überhaupt möglich ist, und sie können jetzt sorgfältig gegeneinander abgemessen werden. Daß die Gründlichkeit unter der Schnelligkeit nicht gelitten hat, beweist die Tatsache, daß der Abfassung des Berichts 24 lang ausgepönnene Sitzungen des Unterausschusses vorangegangen sind.

Schließlich sei noch auf die anerkennenswerte Leistung des Reichsfinanzministeriums hingewiesen, ohne dessen tätige Beihilfe die geschilderten großen Besserungen nicht hätten so schnell erzielt werden können.

Die Luftfahrt.

Beratung im Haushaltsausschuß.

In der weiteren Spezialberatung des Haushalts des Reichsverkehrsministeriums in der Dienststagung des Haushaltsausschusses wurde noch eine Entscheidung einstimmig angenommen, in der die Reichsregierung ersucht wird, die Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn zu veranlassen, die hohen Gehälter des Generaldirektors, der Direktoren und der oberen Verwaltungsbeamten den Gehältern von Reichsbeamten, die gleich zu bewertende Posten im Reichsdienst bekleiden, anzupassen und auch die Entschädigung der Verwaltungsratsmitglieder entsprechend herabzusetzen.

Auf ein an den Reichsverkehrsminister gerichtetes Ersuchen, um ein möglichst gutes und reibungsloses Ineinandergreifen der drei Verkehrsmittel, Eisenbahn, Auto und Wasserstraßen bemüht zu sein, erklärte der Minister, daß er hoffe, eine Vorlage bezüglich des Nebeneinanderarbeitens von Eisenbahn und Kraftfahrzeugen noch im Februar einbringen zu können. Diese Vorlage würde, wie er hoffe, diesen beiden Verkehrsmitteln das geben, was ihnen zuzumutet. Was die Wasserstraßen betrifft, so befindet sich eine gleichfalls ausführliche Vorlage in seinem Ministerium in Bearbeitung. Diese Vorlage solle das richtige Ineinandergreifen von Eisenbahn und Wasserstraßen sichern.

Eine ausgedehnte Debatte entspann sich beim Kapitel Luftfahrtwesen. Genosse Keil führte dazu aus, daß die grundsätzliche Einstellung der Sozialdemokratie zum Luftfahrtwesen bekannt ist. Trotz seiner so stark geschwächten Leistungsfähigkeit kann sich Deutschland von der Förderung dieses neuen Verkehrsmittels nicht gänzlich ausschließen. Die Bereitstellung von Mitteln für die Luftfahrt müsse sich aber selbstverständlich der allgemeinen finanziellen Lage anpassen. Es sei erfreulich, festzustellen, daß Streichungen von bisher gewährten Subventionen sich nicht immer schädlich, sondern mitunter nützlich für die davon Betroffenen auswirkte. So hätten sich nach seiner Ansicht diejenigen Firmen der Luftfahrtindustrie am besten entwickelt, die infolge der Streichungen nichts oder nur wenig erhalten hätten.

Abg. Dr. Köhler (Ztr.) stellte an die Spitze seiner Ausführungen die These, daß die Sicherheit die erste und wichtigste Forderung für die Luftfahrt sei. Er wünsche aus diesem Grunde, daß das Verkehrsministerium mit den zur Verfügung stehenden Mitteln vor allem die Entwicklung der Motoren fördern möge.

Auf eine an den Minister gerichtete Frage über die Höhe der Bezüge der Piloten erwiderte Herr v. Guérard, daß die Piloten eingeteilt seien in drei Dienstklassen, und zwar erhielten alles in allem Piloten über drei Dienstjahre 8000 M., über 5 Dienstjahre 13 000 bis 14 000 M., über 10 Dienstjahre 19 000 bis 21 000 M. Diese Bezüge könnten hoch erscheinen; sie seien aber nicht zu hoch, weil, ganz abgesehen von den Gefahren des Berufs, eine außerordentlich schnelle und große Abnutzung des Menschenmaterials einträte und die Piloten, die ihren Pilotendienst nicht mehr versehen können, nur außerordentlich schwer und selten andere entsprechende Stellen finden.

Genosse Keil gab zu, daß an sich betrachtet die untere Grenze der Bezüge nicht zu hoch sei. Er glaubte aber trotzdem, daß die Unterschiede zwischen den einzelnen Jahresklassen zu groß und so groß seien, daß diese Regelung nicht zur Zufriedenheit in den beteiligten Kreisen dienen könne. Genosse Keil empfahl eine Senkung in den oberen Gehaltsstufen.

Bei der Abstimmung wurden sämtliche sozialdemokratischen Anträge abgelehnt.

Der Vermahlungszwang.

Progressiver Abbau beabsichtigt.

Der Reichsernährungsminister soll beabsichtigen, den Vermahlungszwang für Februar und März auf 75 (statt 80) Prozent, für April und Mai auf 65 und für Juli auf 50 Prozent herabzusetzen.

Kanzl. Abgeordneter verurteilt. Das Landgericht in München-Mladoch verurteilte den nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten Florian wegen Vergehens gegen das Republikstrafgesetz zu 100 M. Geldstrafe. Florian war angeklagt, in einer Wahlversammlung die Republik beschimpft zu haben.

Mit Inflation ins dritte Reich.

Hugenberg fordert die Helfferich-Mark.

Hugenberg hat bei seiner gestrigen Gimpelfangrede zum Geburtstag des Kaisers auch folgende Sätze gesprochen:

„Wer es gibt einen anderen Weg, der unser Volk aus dem Elend herausführen kann. Nur die nationale Opposition kann ihn weisen und gehen. Kurz könnte man ihn mit dem Worte bezeichnen: Zurück zur Helfferich-Mark. Zurück zu einem inländischen Umlaufmittel, das unserer Wirtschaft eine unabhängige Grundlage der Entwicklung gibt.“

Was soll der Ruf: Zurück zur Helfferich-Mark? Was ist das für ein inländisches Umlaufmittel, „das unserer Wirtschaft eine unabhängige Grundlage der Entwicklung gibt“?

Die Helfferich-Mark war die Roggenmark, die von Helfferich zwar propagiert, aber dann nicht eingeführt wurde. Eine Roggenmark sollte einer bestimmten Menge Roggen gleich sein. Der Roggenpreis hat auf dem Weltmarkt seit 1924 die tollsten Auf- und Abwärtsbewegungen mitgemacht. Wenn Hugenberg heute die Roggenmark statt der Goldmark haben will, so hätte die deutsche Wirtschaft zwar eine absolut „unabhängige“ Grundlage der Entwicklung, aber diese Entwicklung vollzöge sich unabhängig von jedem Wirtschaftsverkehr mit der Welt, sie wäre unabhängig von jeder wirtschaftlichen Vernunft und würde zur vollständigen wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands führen. Deutschland läge für die ganze übrige Wirtschaftswelt auf dem Mond, es sei denn, Deutschland würde neben der Roggenmark, als zweite Währung für den Verkehr mit dem Ausland, den Dollar einführen.

Warum spielt aber Hugenberg mit den Leidenschaften, die sich in Deutschland durch die Inflationserinnerungen mit allen Währungsfragen verknüpfen? Weil er wie die Nationalsozialisten die durch die Wirtschaftskrise leidenden Massen mit dem Wahn täuschen will, das „dritte Reich“ bringe Geld, Geld, womit dann alle Not ein Ende haben werde. Hugenberg spricht nicht von Inflation, vorsichtigerweise, aber er erweckt in seinen Hörern Reichtums-träume, die nur mit Inflation zu erfüllen sind.

Mit Inflation ins dritte Reich!

Neuer Kulturkampf gegen Rom.

Unter Hugenberg's Führung Krieg gegen den Ultramontanismus.

Reichsgründungsfeier an „Kaisers Geburtstag“. Große Parade der Ewig-Bestritten im Sportpalast. Drei Wahlkreisverbände der Deutschnationalen waren nötig, um den Saal einigermassen zu füllen. Das gewohnte Publikum: ältere Herren mit Ordensbändern, Studenten und junge Kaufleute mit Stahlhelmbzeichen und viel bürgerliche Weiblichkeit.

Die beiden Hauptredner des Abends, Hugenberg und Dom-pastor Doehring, hielten es für zeitgemäß, mit keinem Worte der Person des Geburtstagskinds von Doorn zu gedenken. Das überließen sie, außerhalb der offiziellen Rednerreihe, einem früheren

Hofgeneral des Kaisers aus Potsdam. Dafür gab Hugenberg als erste Parole für 1931 die Vorbereitung für die Wahl des Reichspräsidenten an. Daneben wies Hugenberg auf die bevorstehenden Neuwahlen zum Preussischen Landtag hin, ohne dabei des vor wenigen Monaten noch laut verkündeten preussischen Volksbegehrens Erwähnung zu tun. Im übrigen war seine Rede eine einzige Polemik gegen Sozialdemokratie und Zentrum. Gegen die preussische Regierung rief er den Reichspräsidenten an und warnte ihn, sich in einen Staatsstreik (!) hineinzulassen zu lassen. Dann fuhr er fort: „Das neue Reich, für das wir kämpfen, steht klar vor unseren Augen. Es ist Bismarck's Reich und doch ein ganz anderes Reich. Wir wollen und dürfen aber nach den gemachten Erfahrungen nur nach und nach den Vorhang lüften.“

Bei dieser „Arbeit“ blieb es. Als Rettungsmittel des Augenblicks bot er die wiederholt als unsinnig erwiesene Reparationsabgabe und sein undurchführbares Entschuldigungsprojekt für die Landwirtschaft an. Der Regierung Brüning warf Hugenberg Mangel an eigenem Willen vor und schloß mit dem Gelübde, den alten Geist in neuen Formen wieder aufzurichten.

Noch viel schärfer als Hugenberg polterte der Pfarrer Doehring gegen das Zentrum. Er leitete den neuen Kulturkampf gegen die „Römlinge“ ein, warf ihm vor, daß es keine nationale Politik treiben könne, weil es ultramontan sei und den Willen Roms und des Papstes ausführe. Seine äußerst geschickte Politik gründe sich auf den Geist des Ignatius von Loyola, des Gründers des Jesuitenordens. Ein Vertreter dieses Zentrumsgeistes sei der gegenwärtige Reichskanzler Brüning. Nachdem er die Opposition durch die Anwendung des Artikels 48 ausgeschaltet habe, stelle er sich jetzt als Schützer der Demokratie hin. Das entspräche dem Zentrumsgeist, der heute für Thron und Altar eintreten könne und morgen treu republikanisch sei. Der Reichskanzler reise jetzt im Lande herum, er rede in Oberstufen, in Ostpreußen, in Sachsen; aber er rede nur viel, ohne etwas zu sagen. Brüning vertraue darauf, daß diese Tätigkeit auf das deutsche Volk nicht ohne Einfluß bleiben würde, und daß so das Gefühl entstünde, es geschähe etwas. Er habe richtig herausgefühlt, daß im ganzen Volke der Ruf nach dem starken Manne mehr und mehr wachse. Und nun gibt er sich für den starken Mann aus. (Zurufe: Hugenberg ist der starke Mann!) Das Zentrum sei nicht fähig, den Bismarck'schen Staatsgedanken zu erlassen, der seinen tiefsten Urgrund in den Erkenntnissen der Reformation habe, daß der Staat etwas Göttliches sei. Diese Politik des mit der Sozialdemokratie verbündeten Zentrums werde aber an dem Erwachen des deutschen Volkes nichts ändern und die Stärke der nationalen Opposition nur erhöhen.

Damit der heitliche Abschluß nicht fehlte, zitierte der Schlussredner nach der Vorankündigung des Dritten Reiches ausgerechnet das Gedicht Heinrich Heines von den beiden französischen Grenadieren, die aus dem Grabe steigen wollten, um ihren Kaiser Napoleon zu schützen! So, nun kann Wilhelm auf seine Grenadiere warten!

Der Landtag an der Arbeit.

Unfinnige Obstruktionsversuche der Rechten.

Präsident Bartels eröffnete die Dienststagung des Preussischen Landtages mit einem längeren Nachruf auf den verstorbenen Alterspräsidenten Herold (Ztr.).

Auf der Tagesordnung stand zunächst eine große Anzahl von Ausschlußberichten, die ohne Aussprache nach den Kommissionsanträgen erledigt werden sollen. Die Nationalsozialisten melden sich zu sämtlichen Gegenständen zu Wort; sie müssen also von der Tagesordnung abgelehnt werden.

Das Ausführungsgezet über die Vereinigung der Grundbücher wird dem Rechtsausschuß überwiesen, das Gezet über die Kürzung der Luwandsentfädigungen für den Staatsrat dem Hauptauschuß.

Es folgt der Bescheidentwurf über die Verlängerung der Wahl-dauer der gegenwärtigen Landwirtschaftskammern um ein halbes Jahr. Abg. Dermichel (Dnat.): Die Neuwahl der Landwirtschaftskammern ist schon längst überfällig.

Abg. Reiff (Komm.): Diese Vorlage ist eine Folge der Tatsache, daß die Reform des Landwirtschaftskammergesetzes noch immer nicht zustande gekommen ist. Die Großagrarier verhindern sie, weil sie den offenen Falschismus, die offene Gemaltherrschaft über Landarbeiter und Kleinbauern erstreben. Wir Kommunisten verwerfen die alten Landwirtschaftskammern, wir verwerfen aber auch die Reform des Landwirtschaftskammergesetzes und diese Vorlage.

Abg. Peters-Hochhonn (Soz.): Die Deutschnationalen brauchen sich über die überalterten Landwirtschaftskammermandate nicht zu beschweren, wenn sie nicht mit allen parlamentarischen Mitteln das Zustandekommen des Gesetzes über die Reform der Landwirtschaftskammern bisher vereitelt hätten. Wäre es nach unserem Willen gegangen, so wären wir schon längst zu der notwendigen Reform und zu Neuwahlen gekommen. Die Kommunisten haben richtig erkannt, daß die geplante Reform des Landwirtschaftskammergesetzes wegen der Erweiterung der Rechte der Landarbeiter bei den Großagrarier stürmische Entrüstung ausgelöst hat. Schon diese Tatsache beweist, daß das geplante Reformgezet, wenn es auch uns nicht weit genug geht, unbedingt wertvoll ist. Wenn gleichwohl die Kommunisten in hohem Maße mit den Großagrarier alles tun, um das Zustandekommen dieser Reform zu vereiteln, bedenken wir sie um ihre Rolle nicht. (Lebhafte Zustimmung bei den Soz.)

Nach kurzer weiterer Aussprache wird die Vorlage mit den Stimmen der Regierungsparteien in erster und zweiter Beratung angenommen.

Die Votagen über Verlängerung des Grundvermögenssteuer-gesetzes, des Hauszinssteuergesetzes und der Gewerbesteuer werden nach einer Oppositionsrede des Abgeordneten Becker-Wilmersdorf (Komm.) ohne weitere Debatte dem Hauptauschuß überwiesen.

Die Beratung über die Gehaltskürzung der Beamten entsprechend den Roteverordnungen des Reiches wird dem Hauptauschuß überwiesen, nachdem Abg. Kasper (Komm.) sie in einer langen Rede bekämpft hat.

Hierauf wird die Aussprache über den Bericht der Ober-rechnungskammer für die Rechnungsjahre 1924, 1925 und 1926 fortgesetzt.

Abg. Niechuthin (DZV) beantragt Rückverweisung der Rechnungen über den Bau des Rürburg-Rings an den Rechnungsausschuß, weil dabei große Ausgabenüberschreitungen stattgefunden hätten.

Abg. Kasten (Soz.): Der Rechnungsausschuß hat bereits festgestellt, daß die Vorschläge für diesen Bau unzulänglich gewesen sind und daß über das notwendige Maß hinaus die Baukosten in die Höhe getrieben wurden. Mehr wird auch eine erneute Beratung nicht ergeben. Der Abschluß der Bauarbeiten am Rürburg-Ring liegt ja jahrelang zurück.

Gegen die Stimmen der Regierungsparteien wird der Antrag Rechenhalm angenommen.

Deutschnationale und Deutsche Volkspartei beantragen, auf die Tagesordnung der Mittwoch-Sitzung die Anträge auf Aenderung der

Bestimmungen über das Volksbegehren, die Anträge auf Ab-schließung des Berliner Polizeipräsidenten, die Anträge auf Aufhebung der Beamtenverhältnisse (die den Beamten die Teilnahme an der Kommunistischen und Nationalsozialistischen Partei verbieten) und die Anträge wegen der angeblichen Störung der Reichsgründungsfeiern in Frankfurt a. d. Oder zu legen.

Der Antrag wird mit den Stimmen der Regierungsparteien und teilweise der Kommunisten abgelehnt.

Nächste Sitzung Mittwoch mittag 12 Uhr. Beginn der zweiten Etatberatung: Landwirtschaftsetat.

Fried verhindert Rektorstwahl.

Dreifacher Eingriff in die Universitätswahlen.

Jena, 27. Januar.

Die Neuwahl des Rektors der thüringischen Landesuniversität hat, wie die „Thüringer Allgemeine Zeitung“ wissen will, zu einem Eingreifen Frieds geführt. Der Große Senat der Universität hat mit 39 gegen 38 Stimmen bei einer Stimmenthaltung in der Stichwahl den Dozenten für Betriebswirtschaftslehre, Prof. Dr. Bape, für das Rektorat vorgezogen. Fried hat gegen diese Wahl Einspruch erhoben und auf Grund eines ihm schonungslos zustehenden Einspruchsrechts Bape als „minder genehm“ abgelehnt. Die Wahl des Rektors soll nochmals, und zwar am 29. Januar, vorgenommen werden. Dieser Einspruch erfolgte, weil Bape früher Mitglied der Sozialdemokratischen Partei gewesen sein soll!

Hinweis an den Staatsanwalt.

Ein Erlaß über das Staatsinteresse.

Der preussische Justizminister Dr. Schmidt hat die Staats-anwaltschaften wiederholt darauf hingewiesen, daß es im Staatsinteresse unerlässlich sei, die durch Wort, Druck oder Schrift gegen den Staat und seine Organe gerichteten Beleidigungen mit dem ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben entsprechenden Nachdruck und mit größter Beschleunigung zu bekämpfen. Ein schleppender Gang der Verfahren, so erklärt der Justizminister, verhindere den Beleidigten, die Unwahrheit der beschuldigten Äußerung in der Öffentlichkeit baldigst richtig zu stellen, ermögliche andererseits aber dem Beleidigten, oft lägenhafte und gehässige Verdächtigungen so nachhaltig zu wiederholen, daß die spätere gerichtliche Beurteilung des Beleidigers den durch die Über-verlegung angerichteten Schaden nicht wieder gutmachen könne.

Aus diesem Grunde müsse in Sonderheit dem häufig zu beobachtenden Streben der Angeklagten, die Aburteilung zu verschleppen, mit Strenge und mit allen nach der gegenwärtigen Rechtslage zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten werden. Erforderlich sei auch, daß die Staatsanwaltschaft mit Ernst und Nachdruck das Staatsinteresse in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen stelle und in der Regel entsprechend der von dem Täter an den Tag gelegten Niedrigkeit der Gesinnung empfindliche Freiheitsstrafen in Antrag bringe.

Der Justizminister weist weiter die Staatsanwaltschaften darauf hin, daß bei einfachen und klarliegenden Fällen im Interesse beschleunigter Aburteilung die Frage zu prüfen sei, ob der Erlaß eines Strafbefehls in Frage komme. Abgesehen von Fällen mit verwickelter Sachlage könnte in solchen Strafsachen auch im beschleunigten Verfahren Anklage erhoben werden.

Gandhi will weiter kämpfen.

Forderung der Freilassung aller.

Bombay, 27. Januar.

Gandhi erklärte einem Pressevertreter, die Freilassung der indischen Kämpfer werde nur dann volle Wirkung ausüben können, wenn alle wegen „zivilen Ungehorsams“ Verurteilten ebenfalls freigelassen würden. Selbst wenn die Männer des allindischen Kongresses glaubten, auf Grund der Erklärungen Macdonalds ihre Mitarbeit zum Verfassungswerk anbieten zu dürfen, so werde man doch weder auf das Recht, Streikposten vor den Geschäften zu stellen, noch auf dasjenige, für Millionen Hungernde Salz herzustellen, verzichten können.

In Bombay wurde Gandhi von Hunderttausenden mit enthusiastischem Jubel begrüßt.

Er ist bei einem befreundeten Fabrikanten abgestiegen. Stundenlang standen die Massen vor dem Hause, bis Gandhi auf den Balkon trat und seine Anhänger aufforderte, ruhig nach Hause zu gehen und sich ans Spinnrad zu setzen.

In der Nacht zum Mittwoch reist Gandhi nach Allahabad, wo das allindische Komitee verammelt ist. Beschlüsse sind einstweilen nicht zu erwarten. Gandhi erklärt, er werde die Rückkehr der Delegierten der Londoner Konferenz und die Aussprache mit ihnen abwarten, bevor Pläne über die künftige Politik gefaßt werden.

Der Boykott gegen die Gezehe wird fortgesetzt.

In Patna kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen der Polizei und 10 000 Demonstranten. 5 Indier wurden getötet, 3 Offiziere und 6 Polizisten verwundet. Der Bürgermeister von Kalkutta, Bose, war am Sonntag aus dem Gefängnis entlassen worden. Am Montag marschierte er bereits wieder an der Spitze einer Demonstration, die zum Boykott aufforderte. Er wurde verhaftet und wieder zu 6 Monaten Kerker verurteilt.

Billigung der Indienpolitik.

London, 27. Januar. (Eigenbericht.)

Die Indiendebatte im Unterhaus ergab, daß alle drei Parteien die Politik der Arbeiterregierung und die Beschlüsse der Londoner Konferenz billigen. Persönliche Ausnahmen machten der Liberale John Simon und der konservative Churchill, der wiederum eine heftige Anklagerede hielt, jedoch von dem konservativen Führer Baldwin energisch abgeschüttelt wurde. Nur die Rothemere-Blätter stehen hinter Churchill. Die gesamte übrige englische Presse lehnt ihn ab.

Gewerkschaftskampf im Unterhaus.

Bedrohte Einheit der Arbeiterpartei.

London, 27. Januar. (Eigenbericht.)

Die Fortsetzung der Unterhausdebatte über die Regierungsvorlage zur Befestigung des Baldwin'schen Antigewerkschaftsgesetzes hat am Dienstagmittag begonnen. Haus und Tribünen waren überfüllt, auch einige Mitglieder des Oberhauses hörten zu.

Es hat den Anschein, daß der Regierung von den Liberalen keine Gefahr droht, obgleich etwa 10 Liberale unter Führung von Sir John Simon gegen das Gesetz stimmen wollen; der offizielle Fraktionsabschluß lautet auf Stimmenthaltung. Möglicherweise wird Lloyd George ebenfalls Mitglieder seines linken Flügels für die Regierung abkommandieren als Rechte gegen sie stimmen werden. Die Hauptdebatte ist am Mittwoch. Mit Spannung wird vor allem der Haltung der unabhängigen Arbeiterpartei entgegengeesehen. Beachtenswert ist, daß ihr Mitglied Baugham am Dienstag aus ihr ausgestiegen ist mit der Begründung, sie füge durch ihre Disziplinlosigkeit der Arbeiterbewegung mehr Schaden zu als vor Jahren die Kommunisten.

Gegen die in der letzten Zeit innerhalb der Arbeiterpartei verübten Exzessiven herrscht bei der Mehrheit größter Unwille.

Dem hat jetzt der Abg. Scurr, der in der vergangenen Woche gegen die Regierung beim Schulgesetz gestimmt hat, Rechnung tragen müssen. Er war im Beirat der Labour-Fraktion und mußte jetzt diesen Posten niederlegen. Auch Mosley und seine Freunde haben eine scharfe Zurückweisung erhalten. Mosley hatte von der Fraktion die Einberufung einer allgemeinen Parteikonferenz verlangt, die über die Regierung wegen der Arbeitslosenfrage zu Gericht sitzen sollte. In der Fraktion stieß dieser Antrag vor allem auf den Widerstand Hendersons. Mit 97 gegen 13 Stimmen blieb Mosley in der Minderheit. Die Arbeitslosenfrage wird jedoch nach der zweiten Lesung des Gewerkschaftsgesetzes wieder auf die Tagesordnung sowohl der Fraktion der Labour-Party wie der des Parlaments gesetzt werden und wiederum zu heftigen Auseinandersetzungen führen.

Labour-Krise in Australien.

Sidney (Australien), 27. Januar. (Eigenbericht.)

In der australischen Arbeiterpartei droht eine heftige Krise auszubrechen.

Vor etwa 6 Monaten mußte Finanzminister Theodore zurücktreten, da gegen ihn Korruptionsanklage erhoben worden war. Inzwischen ist aus der Verhandlung vor einer gerichtlichen Untersuchungskommission hervorgegangen, daß die Anklagen gegen Theodore unberechtigt sind. Der Ministerpräsident der Arbeiterregierung Scullin hat deshalb durch einen Beschluß der Arbeiterfraktion des Parlaments Theodore wiederum in sein früheres Amt einsetzen lassen. Handelsminister Fenton hat daraufhin seinen Rücktritt und seinen Austritt aus der Arbeiterpartei erklärt, auch der Abg. Gabb ist aus der Arbeiterpartei ausgestiegen.

Das Zürcher Attentat.

Ein Verzweiflungsakt.

Zürich, 27. Januar.

Zu dem Anschlag auf den italienischen Generalkonsul in Zürich ist ergänzend zu melden, daß der Täter der 1808 in der Nähe von Trient geborene Maurer Rino Bassi ist. Er hatte sich im Kriege, den er als österreichischer Soldat mitmachte, eine unheilbare Krankheit zugezogen und bewarb sich darum wiederholt beim Konsulat um eine Militärrente. Als diese mit der Begründung abgelehnt wurde, daß die Krankheit mit dem Kriege nicht in ursächlichem Zusammenhang stehe, verlangte er eine Unterbringung von hundert Franken. Als ihm der Generalkonsul die ablehnende Antwort vorlas, geriet Bassi so in Wut, daß er den Revolver zog und zwei Schüsse auf den Generalkonsul abfeuerte. Der eine Schuß drang in die Bauchhöhle, der zweite ging durch die Hand und dann in die Lunge. Bassi versuchte zu fliehen. konnte aber auf der Straße mit Hilfe von Passanten festgenommen werden, nachdem er vorher

Sehr richtig!



General v. Wächter schreibt: „Einem deutschen Kaiser hätte die Entente die Bedingungen von Compiègne und Versailles nicht anzubieten gewagt.“ Sie wäre auch zweifellos zu spät damit gekommen.

Brest-Litowsk ohne Ende.

Nach den Führern die Presse.

Warschau, 27. Januar.

Wegen Verleumdung des Brestler Untersuchungsrichters Demant wurde der verantwortliche Redakteur des sozialistischen „Robotnik“, Stojanowski, zu sechs Monaten Gefängnis und 500 Zloty Geldstrafe verurteilt. Berufung ist eingelegt.

Der Untersuchungsrichter Demant ist ein Hauptschuldiger der Marterung der Oppositionsführer — nicht einer der meist blutigen Offiziere oder der ungebildeten Gendarmen, die im Namen des Marschalls Pilsudski die Parlamentarier in schändlichster Weise mißhandelten, sondern einer der Schurken höheren Ranges, die diese Schandtaten befohlen und geschehen ließen. Die Oppositionspresse hatte diese Amtsführung des Untersuchungsrichters mit seiner früheren Tätigkeit für die bolschewistische Tscheka in Zusammenhang gebracht. In einem Lande, dessen Minister vor ihrem zusammengeschnittenen Parlament die Verbrechen von Brest als in voller Ordnung erklären und dafür den Beifall ihrer Mehrheit erhalten, muß logischerweise der oppositionelle Journalist, der gegen diese Schandung seines Landes und Volkes kämpft, ins Gefängnis.

Die Regierung wird auch weiter...

Warschau, 27. Januar.

Die gestern nachmittag begonnene Sejm-Sitzung währte bis in die Morgenstunden des heutigen Tages. Auf der Tagesordnung stand die sogenannte Pazifizierung Ostgaliziens und die

zwei Konsulatsbeamte, die ihn stellen wollten, niedergeschlagen hatte. Der Generalkonsul wurde im Krankenhaus sofort operiert. Sein Zustand ist besorgniserregend.

Wahlboykott in Spanien.

Beschluß der Sozialisten.

Madrid, 27. Januar. (Eigenbericht.)

Die Instanzen der sozialistischen Partei von Madrid haben beschlossen, die bevorstehenden Wahlen zu boykottieren; diese Wahlen seien nur eine Farce. Die sozialistische Partei in Madrid beabsichtigt, andere republikanische Organisationen zu dem gleichen Beschluß zu bewegen.

Der Ministerrat hat beschlossen, den Belagerungszustand in ganz Spanien mit Ausnahme von Madrid und Saragossa aufzuheben. Die Zensur bleibt bestehen und geht von den Militär- auf die Zivilbehörden über.

Finnlands Präsidentenwahl.

Stahlbergs Siegesaussicht.

Helsingfors, 27. Januar. (Eigenbericht.)

Die endgültige Verteilung der Wahlmänner auf die Parteien ist: Sozialdemokraten 90, Agrarpartei 69, Sozialistische 64,

Theater am Kurfürstendamm.

Bourdet: „Das schwache Geschlecht“.

Das Theater am Kurfürstendamm, das die Finanziere einige Jahre verschlimmern ließen, wurde wieder aufgeführt und sehr feierlich eröffnet. Man hat von den Bogen die verrostete Silberbemalung abgeschabt und sie durch Goldbronze ersetzt. Allerdings war nicht alles echtes Gold, was am Eröffnungsabend künstlerisch und gesellschaftlich gezeigt wurde. Ganz Berlin, das immer noch Bankrotten, Elitenadistinnen und Kredit hat, war versammelt. Im Ausgang des Theaters beteiligten die Armen, nicht sehr erfolgreich, da die leichtgläubigsten Damen und ihre dienstfertigen Anwälte keine Zeit und Lust hatten, sich in der fruchten Nachlust zu ergötzen.

Affäre von Brest-Litowsk. Selbstverständlich wurden in beiden Fällen die oppositionellen Anträge abgelehnt.

In der Frage der „Pazifizierung“ wiederholten die Regierungsvertreter und der Berichterstatter, daß diese Aktion notwendig gewesen wäre, um Schlimmeres zu verhüten. Demgegenüber stellten der ukrainische und der sozialistische Redner fest, daß schon ein Zehntel der im ukrainischen Antrag enthaltenen Vorwürfe genüge, um für ihn zu stimmen. Im Interesse des künftigen Zusammenlebens der beiden Nationen, sagte der Sozialist Dubois, selbst ein ehemaliger Brestler Häftling, müßten die Schuldigen bestraft werden. In der Brest-Litowsker Affäre hielt der Nationaldemokrat, Professor Stroncki, eine große Anklage- rede, wobei er neue Einzelheiten der Behandlung der oppositionellen Politik vorbrachte. Der Sozialist Njebziakowski unterstützte den Antrag auf Bestrafung der Schuldigen und gab hierbei eine Beschreibung der Mißhandlung seines Parteigenossen Lieberman. Nach längerer Aussprache erklärte gegen 1/4 Uhr Ministerpräsident, Oberst Stawet,

die Regierung werde auch in Zukunft der Methode, treu bleiben, dem Staate durch wenig kostspielige Mittel Unfälle zu ersparen.

In dieser Debatte erklärte der Innenminister unter dem Gelächter der Zuhörer, daß ein Polizist, der während der Pazifizierung eine goldene Uhr gestohlen hatte, bereits bestraft worden sei.

Um 1/5 Uhr morgens kam es zur Abstimmung. Der nationaldemokratische Antrag wurde mit 232 Stimmen des Regierungsbüros gegen 150 Stimmen der Opposition abgelehnt. Der ehemalige Brestler Gefangene Dubois machte hierauf einige Zwischenrufe, worauf er vom Marschall ausgeschlossen wurde. Die Sozialisten verließen zum Zeichen des Protestes den Saal.

Stahlbergs Wahlbund 52 und Schwedische Volkspartei 25 Mandate. Wie schon oft stellt auch diesmal die Schwedenpartei das Jünglein an der Waage dar. Sollte ein Teil der schwedischen Wahlmänner sich den Sozialdemokraten und der Fortschrittspartei anschließen, dann scheint Stahlbergs Kandidatur im zweiten Wahlgang Erfolg zu versprechen. Auch der jetzige Präsident Relander wird als aussichtsreicher Kandidat genannt.

Genf vor dem Ausschuß.

Curtius will berichten.

Der Auswärtige Ausschuß ist für Montag, den 2. Februar, 10 Uhr vormittags, einberufen worden. Auf der Tagesordnung steht die Besprechung der Genfer Tagung des Völkerbundesrates, über die Reichsaussenminister Dr. Curtius Bericht erstatten wird.

Der Reichspräsident empfing gestern den Reichsaussenminister und nahm von ihm einen Bericht über die Tagung des Völkerbundesrats entgegen.

Die Memelfrage.

Verhandlungen mit Kowno.

Memel, 27. Januar.

Entgegen den Versprechungen der litauischen Regierung auf volle Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Bürgerrechte bestehen Kriegszustand und Pressezensur unvermindert weiter. Zu Beginn der Landtagsitzung protestierte die Linke dagegen in scharfster Form. Ein Antrag der litauischen Fraktion verlangte die Bildung eines Sonderausschusses des Landtags, der mit Kowno die strittigen Fragen regeln sollte, die Gegenstand der Landtagsbeschwerde beim Völkerbund sind. Es wurde beschlossen, in den Sonderausschuß je zwei Abgeordnete der Landwirtschaftspartei und der Volkspartei sowie je einen der Sozialdemokraten und der Litauer zu entsenden.

Die Hinausschiebung der Memelberatung in Genf auf den Mai ist für die litauische Regierung sehr unangenehm; sie versuchte vergebens, Memel vom Programm zu entfernen — nun steht sie unter dem Druck der drohenden Mai-Beratung. Der auf Betreiben der Litauer eingesezte Ausschuß des Memellandtags wird sich natürlich durch bloße Versprechungen nicht zum Verzicht auf seine Völkerbundesbeschwerde verleiten lassen.

Berlin hat schwer zu kämpfen.

Auf dem Wege zur Gesundung / Durchgreifende Maßnahmen notwendig.

In der letzten Sitzung des Haushaltsausschusses der Stadtverordnetenversammlung hat der Bürgermeister ausführlich zu der Finanzlage Berlins Stellung genommen.

Es sei bekannt, daß die Finanzlage, und daher auch die Kassenlage, schwierig seien, daß aber trotz der Schwierigkeiten im Laufe des letzten Jahres es immer noch gelungen sei, allen Verpflichtungen aufs pünktlichste gerecht zu werden. Die schwebende Schuld der Stadt betrage nach den letzten Monatszusammenstellungen rund 620 Millionen Reichsmark.

Die Schuld selbst gliedere sich in Verbindlichkeiten gegenüber den öffentlichen Banken, privaten Banken und sogenannter innerer Schuld, d. h. gegenüber Verpflichtungen an Fonds und dergleichen. Drückend seien die Schulden an die Privaten. Sie würden, wenn überhaupt, dann nur auf kurze Zeit prolongiert, kehren daher mit ihrer Fälligkeit immer in einem Turnus wieder und verursachen Sorgen, Mühe und Unruhe in der Verwaltung und auf dem Finanzmarkt. Im Laufe der nächsten 6 Monate seien rund 170 Millionen derartiger Beträge fällig, wazu noch das von der Danat-Bank für Zwecke der Berliner Verkehrsgesellschaft hergegebene Darlehen in Höhe von zur Zeit rund 150 Millionen Reichsmark trete, d. h. in Summa 320 Millionen, die in oben genannter Gesamtsumme von 620 Millionen Reichsmark enthalten sind.

Während die rechtzeitige Eindeckung mit Kapital für die Fälligkeiten im Laufe der letzten 1 1/2 Jahre, wenn auch mit Schwierigkeiten, immer gelungen sei, habe sie im vergangenen Dezember die allergrößte Mühe bereitet und bereite dieselbe Arbeit im Januar. Das hänge mit der allgemeinen Situation der Arbeitslosigkeit, ferner der allgemeinen Wirtschafts- und Finanznot zusammen. Bessere sei ganz besonders

durch die seit dem Herbst des vergangenen Jahres bekannten Rückziehungen ausländischer Kredite (die Berliner Bevölkerung mag sich auch hierfür bei den Nazis bedanken. Red. des „V.“).

dann aber auch durch die Kapitalflucht des Vorjahres und die im Januar d. J. erneut einsetzende Kapitalflucht ver-

schärft worden. Die Banken könnten sich nach ihrer Erklärung nicht weiter neu engagieren; daher könne man in der bisherigen Weise kein weiteres Kapital erhalten.

Der Dezemberbedarf sei durch einen kurzfristigen Kredit des Bankkonsortiums von 23 Millionen und einen von der Pr. Reg. auf den geplanten Verkauf der Deutschen Gas-Aktien der Stadt gewährten Vorschuß von 25 Millionen gedeckt worden.

Die einzige Möglichkeit sich weiteres Kapital zu beschaffen, sei ein Konsortialgeschäft der Stadt mit der öffentlichen Hand oder deren Gesellschaften, wobei der Stadt nach einem gewissen Zeitraum das Rücktrittsrecht von diesem Konsortialgeschäft vorbehalten bleibe.

Auf diese Weise werde man auch mehr Ruhe bekommen, die ewigen Ultimotorgesetze los werden und seine Arbeit auf andere wichtige Fragen konzentrieren können. Bei diesen Gedankengängen habe sich der Magistrat auch von der Anschauung leiten lassen, daß die ganze wirtschaftliche Entwicklung auf dem Gebiete der Gas- und Elektrizitätsversorgung

nach einer Konzentration dränge

(siehe hierzu unsere Ausführungen im Wirtschaftsteil) und vielleicht in nicht allzuferner Zeit die gesamte Versorgung auf diesem Gebiete in Deutschland und sogar über Deutschland hinaus innerlich miteinander zum mindesten verflochten sein würde. Dann würde es für ein großes Konsumgebiet sogar direkt finanziell schädlich sein, als Außenleiter abseits stehen zu wollen, weil dann die Ertragsfähigkeit der Werke nicht in gleichem Maße, wie in Konzentration zusammengefaßt, gesteigert werden könne.

Es müßten jetzt durchgreifende Maßnahmen zur Stabilisierung getroffen werden, um die Arbeitskraft der Stadt zu erhalten, um endlich mehr Ruhe auf dem Finanzgebiete zu schaffen und Ordnung in das Gebiet der schwebenden Schulden und letzten Endes des Haushalts zu bringen. Wenn diese Aufgabe auch sehr schwer sei, sie werde bei gemeinsamer Arbeit der städtischen Körperschaften gelingen, wobei man sich aber klar sein müsse, daß nach wie vor, auch selbst nach dem Gelingen der geplanten Finanztransaktion allergrößte Sparsamkeit notwendig wäre.

Nazi und Polizei.

Milde Urteile gegen „Ameise“-Stammgäste.

Das Nazistammlokal mit dem schönen Namen „Ameise“ ist in den Annalen der Mobiler Gerichtschronik bereits mit blutigen Taten beehrt worden; es war der Ausgangspunkt der Ermordung des Zeitungshändlers Heimbürger. Die „Ameise“ hätte beinahe am 16. November während des Propagandaaufzuges der Sächselberger Sozialdemokraten und des Reichsbanners ihre traurige Bekanntheit neu bestärkt.

Als nämlich der Zug an der „Ameise“ vorbeimarshierte, kam es zwischen den Nationalsozialisten, die sich im Vorgarten zu ihrem Stammlokal eingefunden hatten, und der SA-Jugend sowie den Reichsbannerkämpfern zu einem Wortwechsel, der leicht in Tätlichkeiten hätte ausarten können. Die Polizei forderte die Gefessenen auf, sich in ihr Lokal zurückzuziehen. Diese doch aber gar nicht daran, der Aufforderung Folge zu leisten; der Sturmführer Walch erklärte vielmehr, es sei ihr Garten, da hätte die Polizei nichts zu sagen. Es wurden aus dem Lokal zwei Biergläser gemorfen, so daß schließlich die Polizeiknüttel in Aktion treten mußten. Hier der Nationalsozialisten, die sich besonders aggressiv benommen

hatten, wurden zwangsgelockt, darunter der Sturmführer Walch, der Rotstandsarbeiter Schubert, der einem Beamten das Bein zu stellen versuchte, der Lehrling Geismann, der gegen die Polizeibeamten seinen Arm mit der Koppel in der Hand gehoben hatte, und der Lehrling Hinfuß. Der Staatsanwalt beantragte gegen Walch 100 M. Geldstrafe, gegen Hinfuß 50 M., gegen Schubert einen Monat Gefängnis und gegen Geismann fünf Wochen Gefängnis. Das Gericht sprach Walch, Geismann und Hinfuß frei und verurteilte Schubert nur zu 50 M. Geldstrafe.

In der Urteilsbegründung wurde ausdrücklich die Zweckmäßigkeit der polizeilichen Maßnahmen anerkannt. Das Vorgehen der Polizei war also im Interesse der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung und Vermeidung blutiger Zusammenstöße auch nach Ansicht des Gerichtes vollkommen pflichtgemäß. Da wäre es doch wohl die Aufgabe eines republikanischen Gerichtshofes gewesen, den jungen Burlesken durch ein schärferes Strafmaß klarzumachen, daß den Anordnungen der Polizeibeamten unter allen Umständen in jeder Situation Folge zu leisten ist. Es wäre noch schöner, wenn sich jeder Dreißtägling von Hitlers Gnaden berufen fühlen könnte, die Maßnahmen der Schupo erst kritisch unter die Lupe zu nehmen, ehe er sich ihnen huldvoll unterwirft.

Der erste Schuß war tödlich.

Obduktion der Leiche des ermordeten Chauffeurs.

In der Friedhofshalle in Fersch wurde am Dienstag nachmittag die Leiche des erschossenen Taxichauffeurs Fritz Pohl obduziert.

Die Sektion wurde von den zuständigen Kreisärzten Dr. Geißler und Dr. Kramer in Gegenwart des Amtsrichters von Werder und des Berliner Sachverständigen Prof. Brüning sowie der Berliner Nordkommission vorgenommen. Der Befund ergab, daß von den vier abgefeuerten Schüssen zum mindesten zwei den Chauffeur schwer getroffen haben. Der erste Schuß ging, wie schon beim Auffinden der Leiche festgestellt werden konnte, in das Genick und trat am linken Ohr wieder heraus. Er hat unzweifelhaft tödlich gewirkt. Die zweite Kugel drang in das rechte Schulterblatt ein und blieb im Körper stecken, ein dritter Schuß hat den Fahrer an der linken Halsseite unterhalb des Ohres noch gestreift. Alle drei Schüsse sind durch die Trennungsschleibe hindurch auf den am Steuer sitzenden Mann abgegeben worden.

Die Polizeistreifen in Dahlem, Steglitz, Pantwitz und den angrenzenden Vororten haben eine genaue Beschreibung jener Opel-Limousine von der Bienenbaude erhalten, deren Fahrer sich merkwürdigerweise immer noch nicht gemeldet hat. Diesen Mann und seinen Wagen hat man noch nicht gefunden.

Von der Lawine begraben?

Die Suche nach den Skiläufern.

Jansbrud, 27. Januar.

Eine von Navis abgegangene Rettungsexpedition stellte fest, daß ein im Gebirge mit Holzarbeiten beschäftigter Bauer am 23. d. M. die drei vermissten reichsdeutschen Studenten der Innsbrucker Universität im Aufstieg gegen die Schöber Spitze gesehen hat. Sie wollten vermutlich über das Klammjoch und die Elymhütte ins Wattental gelangen. Die Expedition stellte ferner von der Klammalpe aus fest, daß von der Schöber Spitze drei Lawinen abgegangen sind, deren größte eine Breite von über 300 Metern und eine Tiefe von 6 Metern hatte. Man vermutet, daß die drei Studenten unter dieser Lawine begraben liegen.

Die Rettungsarbeiten sind durch andauernden Schneeeinsturz und große Lawinengefahr sehr behindert.

Robiles Retter abgestürzt.

Stockholm, 27. Januar.

Der bekannte englische Fliegeroffizier Hauptmann Lundborg, der Retter von Robile, ist am Dienstag in der Nähe von Lindlöping mit seiner Maschine abgestürzt. Lundborg wurde so schwer verletzt, daß er nach einigen Stunden seinen Verletzungen erlag. Er hat nur ein Alter von 34 Jahren erreicht.

Explosion in einer Schloßerei.

In der Schloßerei von Schwarzwälder in der Feurigstraße 28/29 explodierte gestern nachmittag ein durch Gas geheizter Trockenofen. Der Lehrling Erich Schulz, der in der Nähe des Apparates beschäftigt war, erlitt durch umherfliegende Metallteile eine erhebliche Armverletzung, so daß er von der Feuerwehr ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Durch den Luftdruck wurde eine Wand eingedrückt; zahlreiche Fensterscheiben gingen in Trümmer.

Sprechchor für proletarische Feiertage. Donnerstag, den 29. Februar, abends 7 1/2 Uhr, Liedabend im Gefängnis der Sophien-Schule, Weinmeisterstr. 16/17.

W. Seemann O. Wöhrle
Unternehmer..

Wenn sie in ihren elenden, klapprigen Karren auf den Hof gefahren kamen, um bei der Ausgabestelle die Halbfabrikate abzuholen oder bei Expedienten die fertigestellten Stücke abzuliefern, konnte sich Franz eines verächtlichen Lächelns nicht erwehren.

Diese kleinen Schlucker waren seine besten Ausbeutungsobjekte.

Sie schufteten nicht nur einen Achtstundentag, wie die Gefessenen in der Fabrik, sondern auch darüber hinaus bis zu zehn, zwölf, vierzehn Stunden!

Sie stellten ihm die Arbeit weit billiger her, als es sein auf Bruchteile von Pfennigen abgestimmtes Fabrikssystem konnte.

Franz spielte mit ihnen wie die Rabe mit der Maus. Er diktirte die Preise, die er zahlen wollte. Einen benutzte er zum Hentler des andern. Schließlich hatte er sie so weit, daß sie um ein volles Drittel billiger lieferten als seine eigenen Fabrikselfkosten waren.

Mit den schriftlichen Unterlagen in der Hand lief dann Franz zu seinem Vater und bewies ihm, wie teuer der eigene Betrieb arbeitete. Da war es ja schlaue, die Bude zumachen und die gesamte Arbeit auszugeben.

Dieser Vermüthungstaktik war Ludwig auf die Dauer nicht gemachsen. So gab er schließlich dem Drängen seines Sohnes nach und wies Sandow an, die Akkordlöhne der Gefessenen zu reduzieren und sie auf die Basis der Kleinmeisterpreise umzustellen.

Die Gefessenen hatten schon längst erkannt, daß die kleinen Krauter und Zwergunternehmer ihre ärgsten Schädlinge waren. Aber es gab kein Mittel für sie, der Bande beizukommen.

Streit?
Wohl schlugen einige vor, durch Arbeitsniederlegung eine Abwendung der dauernden Verschlechterungen zu erstreben. Doch das schien eine bedenkliche Sache. Denn wie die Arbeits-

lage nun schon seit Jahren in der Möbelindustrie war... der große Heberschub an einschlägigen Kräften auf den Berufsnachweisen... da war es wohl besser, noch zu warten und eine geeignete Zeit abzuwarten...

Seit Sandow von Ludwig die Anweisung erhalten hatte, die Spitzensäge zu drücken, schien glattwegs wieder der Teufel in ihn gefahren zu sein. Er wurde unerträglich fest wie die Kreuzspinne, die Wörderin, in der Mitte des Reges, sah er in seinem Glaskasten, dirigierte von hier aus die Säge und hatte seine Augen überall.

Er sah den bitteren Arbeitsschweiß von den Stirnen der Gefessenen rinnen, sah, wie sie sich in den letzten Nachmittagsstunden, wenn es auf Arbeitschluss zuging, in ihren letzten Kräften verzehrten und donnerte doch im Feldwebelton, wenn bei irgendeiner Stückarbeit die Kalkulationszeit auch nur um ein paar Minuten überschritten worden war.

Durch sein dicken, fleischigen Hände slogen täglich Hunderte von Minutenarbeitszetteln; er konnte die zur Fertigstellung vorgeschriebenen Zeiten bis auf die Sekunde, wußte sie sogar auswendig und beutete das aus.

War einmal ein armer Schächer unter den Gefessenen, der einige Minuten länger gebraucht hatte, so befahl er ihn zu sich und inquirierte: „Sie haben beim Fertigmachen der Bücherchränke 307 drei Stunden und fünfzig Minuten gebraucht, also ein volle Viertelstunde zu viel. Wie ist denn das gekommen?“

Der solcher Art angefahrene Geselle mußte erst überlegen. Die monierten Schränke Nummer 307 hatte er vor einigen Tagen fertiggestellt; längst war er bei einer anderen Arbeit.

„Na, wird's bald!“
„Herr Sandow, das gelieferte Material war nicht einwandfrei. Es mußten noch verschiedene Kleinigkeiten nachgearbeitet werden. Da sind eben die paar Minuten mehr draufgegangen!“

„Bon wegen paar Minuten! Eine volle Viertelstunde war's! Sie haben doch nicht zum erstenmal diese Arbeit gemacht. Eine solche Summe darf nicht wieder vorkommen! Wenn jeder so lange schufteten wollte! Da könnte sich die Firma einsalzen lassen! Ich verbitte mir das! Verstanden?! Sobald Sie nochmals Zeit aufsetzen, können Sie abheuern! Wir haben hier kein Erholungsheim!“

Wen schärfer ging er ins Zeug, wenn irgendein Fehler unterlaufen war.

Da schoß er die Fülle seines Zorns in solchen Breiten los, daß seine Schimpfkanonade sogar das Kreischen der Zuschneidemaschine übertönte.

Bei solchen Gelegenheiten stieß Heinrich, der alte Zuschneidemeister, zornig sein Holzbein auf die Dielen. Es wurde allmählich Zeit, daß dem fetten Wildschwein da drinnen eine Hand voll Hobelspane in die Korbderchnauze gesteckt wurde. Uebrigens war dieser fromme Wunsch nicht Heinrichs Privatmeinung, sondern die offizielle der gesamten Belegschaft.

Eines Tages warfen die Arbeiter den Dreck hin und verließen den Betrieb.

Franz telephonierte nach dem Vater. Der kam sofort.

Was war nur passiert?

Sandow in seinem Glaskasten zuckte die breiten Achseln und wußte von nichts.

Die beiden Eisermann liefen aufgeregt durch die Säle, um vielleicht doch noch einen Nachzügler abzufassen und etwas Näheres zu erfahren.

Nichts zu machen. Sogar die Stifte und die Aufräumemädchen waren verschwunden.

Da hieß es eben abwarten, bis der Betriebsrat erschien.

Eine Stunde später stand die Abordnung im Kontor und erklärte kurz und bündig: „Streik!“

Franz fuhr aus seiner Ecke wie ein gereiztes Biesel. Er kam seinem Vater zuvor und fragte: „Aus welchem Grunde gefälligst?“

Troßig hoben die drei Männer die Köpfe. Ihre Antwort galt dem Chef.

„Herr Eisermann, das Arbeitssystem, wie es seit neuestem gehandhabt wird, ist einfach nicht mehr zum Aushalten!“

„Wie? Was? Arbeitssystem? Es läuft doch alles wie am Schnürchen!“

Wieder war es Franz, der sich vordrängte.

„Die Akkordpreise sind zu niedrig!“
„Was Sie nicht sagen! Hier, meine Herren, die Gegenbeweise! Die Firma zahlt in den Spitzenleistungen fünfzehn Prozent über Tarif. Was wollen Sie also noch?“

„Eine Antwort vom Chef wollen wir, nicht von Ihnen, junger Herr! Wir wollen wie Menschen arbeiten und behandelt sein und nicht wie Pferde!“

„Quatsch!“ schrie Ludwig Eisermann.

Die Arbeiter schwiegen zu diesem Ausbruch ihres Arbeitgebers.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mond, gieß aus dein Licht!

Heiteres aus Ludendorffs Goldmacherverein.

München, 27. Januar.

Im Prozeß gegen den „Goldmacher“ Tausend äußerte sich am Dienstag der Zeuge Gustav Kilmertz aus Wien über eine Reihe von erfolgreichen Versuchen, bei denen Tausend aber immer anwesend war. Das Gericht beschloß, den italienischen Professor Sefimi aus Bergamo als Zeugen zu laden, der bestätigen soll, daß Tausend bereits vor vier Jahren sein Verfahren der italienischen Regierung angeboten und bei den Vorführungen Betrügereien gemacht habe. Tausend bestreitet diese Behauptung.

Der nächste Zeuge Kaufmann Wilhelm Krese aus Friedrichshafen war Mitarbeiter Tausends. Mit den Experimenten sei man nicht recht vorwärts gekommen. Tausend war auch gegenüber seinen Mitarbeitern unnötigerweise mißtrauisch. Die Ergebnisse aus den Arbeitsleistungen waren unbedeutend. In einem Schrank Tausends habe er einmal ein Röhrchen mit Goldstaub gefunden; das habe ihm klug gemacht. Die Frau Tausends habe einmal gesagt, ihr Mann könne jetzt schon Goldklumpen herstellen. Großes Aufsehen erregt die Vernehmung des von Ludendorff als Vertrauensmann bestellten Chemikers Kummer. Der Zeuge begann mit einem langen Vortrag über eigene Schmelzversuche. Im Sommer 1925 war Kummer nach München berufen, um mit Ludendorff zu sprechen. Ludendorff hat dann gewünscht, daß der Zeuge im Laboratorium Kubing bei München und später in Freilberg arbeitete. Er habe dann einige Tage arbeiten müssen, bis Erfolge eintrafen, allerdings nur Stannadelpfropfen. Das Verfahren sei ein „Kontaktverfahren“. Bei der Zusammenmischung der entsprechenden Stoffe komme das Gold zur Ausschcheidung, das zuerst analysiert nicht nachweisbar sei. Das sei ungefähr das gleiche, was Tausend als einen Prozeß bezeichnet, zu dem die Natur Jahrtausende braucht, und der hier auf Sekunden zusammengeändert werde.

Der Vertrauensmann Ludendorffs ist weiter der Meinung, daß die verschiedenen Mondphasen einen Einfluß auf das Verfahren hätten, da es kein chemischer Prozeß sei.

Bei dem Versuch in Bising bei München war auch Ludendorff dabei. Die Wäse war von dem Zeugen und von Rehberg vorbereitet worden. Vors.: Sie glauben daran, daß Tausend Gold herstellen kann? Zeuge: Unbedingt. Vors.: Und die Herstellung bei trockenem Versuch? Zeuge: Ich halte es für möglich, daß Tausend seine Gedanken soweit konzentriert, daß ihm auch die Herstellung eines Kilos Gold gelingt. Auf die Frage des Verteidigers gibt der Zeuge zu, daß ihm auch die politische Richtung im Verein nicht mehr gepast habe. Das „valerianische Interesse“ sei mehr und mehr zurückgetreten. Einen geheimnisvollen Zettel, den Kummer auf einen positiven Versuch hin geschrieben hat, bringt der Vorsitzende aus den Akten zur Verlesung: „Der Starkie ist gefunden. Ich bin erschüttert um der unheimlichen Macht, die sich mit uns verbindet.“

Den Mißerfolg bei dem ersten Versuch in der Münze glaubt der Zeuge auf den abnehmenden Mond zurückführen zu müssen. (Große Heiterkeit.)

In einem Schreiben Nummer an den Untersuchungsrichter, das der Richter verliest, wird zum Ausdruck gebracht, daß Tausend das ganze System der Chemie umgestoßen habe. Die schriftlichen und mündlichen Äußerungen des Zeugen machen zum Teil einen verworrenen Eindruck.

Die Verhandlung wurde auf Mittwoch vormittag vertagt.

Der „Offizier a. D.“ imponiert. Ein gefährlicher Heiratschwindler vor Gericht.

In einem schönen Moientage, als Frau S. mit ihrer 20jährigen Tochter in Grünau einen Spaziergang machte, begegnete man einem eleganten Herrn, der sich beiden höflich vorstellte, sich ihnen angeschlossen und sie schließlich zu einem Glase Wein einlud.

Der „Prokurist Dr. phil.“ Georg Biermath plauderte dabei so interessant, daß die Stunden im Fluge verrieten. Er erzählt von den Geschehnissen des Weltkrieges, die er als Marineoffizier miterlebt hatte, von seiner Tätigkeit als Kapitän bei der Handelsflotte und seiner jetzigen gesicherten Stellung als Prokurist einer großen Firma mit 25 000 Mark Jahresgehalt, so daß er der Mutter der hübschen Blondine als „gute Partie“ erschien. Bald verkehrte er im Hause, wo man von dem ehemaligen Offizier immer mehr entzückt war und vor allem seinen Gesang bewunderte. Im Herbst sollte dann die Hochzeit sein. Einige Tage vor dem festlichen Ereignis hatte der Bräutigam aber das Pech, daß ein Chef der Firma mit dem ganzen Geld durchbrannte und aus diesem Grunde die Gehaltszahlung ausblieb. Natürlich wurde ihm durch die Ersparnisse des Mädchens in Höhe von 1000 Mark schnell über die Verlegenheit hinweggeholfen. Zum großen Erstaunen aller erschien aber plötzlich die Kriminalpolizei im Hause der Braut, um den „Marineoffizier“ wegen Betrügereien auf Grund eines Strohbriefes festzunehmen. Es stellte sich heraus, daß man es mit einem oftmals vorbestraften Heiratschwindler und Zuhälter zu tun gehabt hatte.

Vor dem Neuföllner Einzelrichter hatte die Angelegenheit gestern ihr Hauptspiel. Der weinenden jungen „Braut“, die als Hauptzeugin erscheinen mußte, trat der Schwindler noch mit zynischen Redensarten gegenüber auf. Das Urteil von 3 Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust quittierte der Angeklagte mit einem höhnischen „Auf Wiedersehen, Herr Rat“.

Neuer Anschlag auf einen Zug.

Wie die Reichsbahndirektion Breslau mitteilt, wurde heute bei Kilometer 902 der Strecke Weleschitz-Breslau-Schottwitz ein 60 Kilogramm schwerer Granatstein auf die rechtsseitigen Schienen gelegt. Der Triebwagen 1430, der um 6.34 Uhr diese Stelle passierte, schleifte den Stein 11 Meter mit und kam zum Halten. Nach Entfernen des Steins konnte der Triebwagen die Fahrt fortsetzen. Personen sind nicht verletzt. Die Täter sind noch nicht ermittelt.

Ein Barren Gold gestohlen!

Der Baseler Kriminalpolizei war mitgeteilt worden, daß aus einer aus Ägypten kommenden und für Deutschland bestimmten Goldsendung ein Barren Gold im Werte von 23 000 Schweizer Franken gestohlen worden sei. Die sofort aufgenommene Untersuchung ergab, daß der Diebstahl in Basel erfolgt sein müsse. Es gelang nun der Polizei, den Dieb zu verhaften. Es handelt sich um einen zwanzigjährigen Baseler Postangestellten, der das Gold bereits auf die Seite gebracht hatte. Es konnte jedoch beschlagnahmt werden.

Margolin, das Hochstaplergenie.

Neue Betrügereien eines alten Sünders vor Gericht. — 1½ Jahre Zuchthaus.

Vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte, unter Vorsitz von Amtsgerichtsrat Dr. Weisenberg, begann heute früh, wie bereits angekündigt, der große Betrugsprozeß gegen den Börsenvermittler Josef Margolin, den Bankfiskaler Moriz Oppermann und den Patentvertreter Otto Konrad.

Der Hauptangeklagte ist der 63 Jahre alte aus Polen stammende Josef Margolin, der den Gerichten nicht mehr unbekannt ist. Vor etwa 18 Jahren war er bereits einmal der Mittelpunkt eines Sensationsprozesses. Er lebte damals in Berlin auf großem Fuße und war im Gesellschaftsleben eine sehr bekannte Persönlichkeit. Später stellte sich heraus, daß er von Hochstaplerien lebte. Besonders Aufsehen erregte damals eine Komödie, die er mit seiner Freundin, einer vierzigjährigen Kabarettkünstlerin in dem Büro eines Berliner Notars aufgeführt hatte. Die Freundin hatte er dem Notar als die Witwe eines süddeutschen Großindustriellen vorgestellt und auf seinen Namen von ihr Hypothekenübertragungen in enormer Höhe machen lassen. Margolin war zu hoher Zuchthausstrafe verurteilt worden und hat die Strafe verbüßt. Lange Jahre hörte man nichts von ihm, bis im Jahre 1929 ein neues Schwindelmandar, das seine früheren Betrügereien weit überstieg, zur Aufdeckung gelangte. Margolin hatte nach zwei Seiten hin gearbeitet. Dem Mitangeklagten

Oppermann hatte er veranlaßt, ihm aus dem Banktresor des Bankhauses, bei dem Oppermann tätig war, Effekten und Bargeld in Höhe von etwa 300 000 Mark auszuhändigen.

Nachdem Oppermann erst einmal Margolin aus einer Verlegenheit geholfen hatte, war er ganz in den Händen Margolins. Dieser hatte ihm in Aussicht gestellt, mit ihm ein Bankgeschäft zu gründen und hatte davon gesprochen, daß er durch einen Berliner Arzt, der ein großes Vermögen besitze und der außerdem den Grundbesitz seiner Familie verwalte, erhebliche Beträge zur Bankgründung zur Verfügung gestellt erhalten würde. Er hatte Oppermann auch mehrmals Hypothekenübertragungen des Arztes übergeben, damit die lombardierten Effekten vor der Kassenrevision wieder in den Tresor zurückgelegt werden konnten. Den Arzt kannte Margolin schon seit langem. Die Ehefrau Margolins war in der Heil-

anstalt des Arztes in Behandlung gewesen und Margolin hatte dem Arzt wiederholt beteuert, daß er ihm zu großem Dank verpflichtet sei. Margolin verstand sich in das Vertrauen des Arztes, der seine Bergangenheit nicht kannte, darat einzuschleichen, daß ihm Borsenaufträge übertragen wurden. Diese Aufträge führte Margolin aber nicht aus, sondern machte die Geschäfte für sich. Infolge der dauernden Baisse an der Börse mußte der Arzt fortwährend Verluste zahlen und Margolin ließ sich eine Grundschuld und später eine Hypothek übertragen. Außerdem hatte er auch Blankoaktgipse und Blankoaktvollmachten des Arztes in Händen, die er eigenmächtig ausfüllte und verwertete. Schließlich machte der Arzt den Differenz einwand und erstattete Anzeige. Margolin wurde verhaftet.

Inzwischen kamen auch die Verfehlungen Oppermanns bei seinem Bankhaus zur Aufdeckung und es stellte sich der Zusammenhang mit Margolin heraus. Mit dem dritten Angeklagten Konrad war Oppermann in Verbindung getreten, als er keinen Ausweg mehr sah. Konrad hatte ihm von der Auswertung einer wichtigen Erfindung erzählt und Oppermann erhoffte auf diesem Wege seine Rettung. Er gab Konrad etwa 40 000 bis 60 000 Mark aus den Kassenbeständen der Bank. Das Bankhaus hat einen Schaden von über 300 000 Mark, der Arzt von etwa 365 000 Mark erlitten. Margolin, der zunächst freigelassen, aber nach Erhebung der Anklage wieder verhaftet wurde und sich jetzt in Untersuchungshaft befindet, wird beschuldigt der schweren Urkundenfälschung, des Betruges, der Anstiftung Oppermanns zum Diebstahl und zur Untreue und der gewerbsmäßigen Hehlerei. Auch Konrad ist der Hehlerei beschuldigt.

Das Gericht verurteilte Margolin wegen fortgesetzten Betruges sowie wegen fortgesetzter schwerer Urkundenfälschung und gewerbsmäßiger Hehlerei zu einem Jahr sechs Monaten Zuchthaus, fünf Jahren Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht. Der Bankfiskaler Moriz Oppermann wurde wegen fortgesetzten Diebstahls und schwerer Urkundenfälschung zu neun Monaten Gefängnis, der Patentvertreter Otto Konrad wurde wegen Hehlerei an Stelle einer auf sich verwirkten Strafe von 2½ Monaten Gefängnis zu 1500 M. Geldstrafe verurteilt.

Rühnemund Nummer 2.

Episode aus dem „Heldentampf“ gegen den Remarque-Film.

Rühnemund Nr. 1, einen langaufgeschossenen, blonden Jungen, lernte man anlässlich des Prozesses gegen die Fensterstürmer zu Ehren der Reichstagsöffnung kennen. Er hatte es meisterhaft verstanden, sich aus der Affäre zu ziehen; das Verfahren gegen ihn wurde eingestellt. Gestern machte man vor dem Schöffengericht Schöneberg die Bekanntschaft von Rühnemund Nr. 2.

Der 20jährige war in Begleitung des Herrn Papa erschienen. Julius Nr. 2 war des schweren Aufsehens angeklagt. Er hatte gemeinsam mit anderen hoffnungsvollen „nationalen“ Jünglingen, die gleich ihm zu Kriegsbeginn kaum aus den Windeln heraus waren, in heldenhafter Weise mit Steinen gegen Remarque-Film und Polizei demonstriert. Als am 8. Dezember sechs Schupo-Beamte den Befehl erhielten, dem Zug nationalsozialistischer Jünglinge den Weg zur Tauentzienstraße zu sperren, wurden sie mit Steinen, Säcken und Flaschen bombardiert. Unter den Steinwerfern befand sich auch Rühnemund Nr. 2. Die Polizeibeamten hatten ihn sich ganz genau gemerkt. Welcher Art Ausreden entschloß sich nun kühn dem Munde des Herrn Rühnemund Nr. 2. Er habe wohl gemerkt, was am Rastendorplatz und am Wittenbergplatz los sein würde, trotzdem sei er nur ganz zufällig mit seiner Schwester dahin gekommen. Er habe sich mit niemandem verabredet; wohl aber eine Anzahl Nationalsozialisten hätten sich gleich ihm ganz zufällig am Wittenbergplatz eingefunden. Was hätte der Papa gesagt, wenn der Junge mit solchen dummen Ausflüchten zu ihm gekommen wäre? Ein paar hinter die Löffel hätte es wohl gefehlt. Dem Verteidiger schmolz aber die Brust; er sang: Es war ein nationaler Strom, der sich an jenem Tage gegen den Remarque-Film erhob, er blieb nicht ohne Wirkung. Siehe das Remarque-Filmverbot! (Ein Heil dem Auswärtigen Amt!)

Der Staatsanwalt beantragte ganz profaisch ein Jahr Gefängnis wegen schweren Aufsehens. Das Gericht verurteilte den Anti-Remarque-Helden mit dem Stein in der Faust zu sechs Monaten Gefängnis unter Zuhilfenahme einer Bewährungsfrist. Während der Verhandlung erschien in der Tür zum Hörsaal Rühnemund Nr. 1. Der Aufforderung des Wachtmeisters, den Hörsaalraum zu verlassen, da alle Plätze besetzt seien, leistete er keine Folge. Erst das Eingreifen des Vorsitzenden veranlaßte den so wohlgezogenen jungen Menschen, die Tür von der anderen Seite zu schließen.

Funkwinkler.

Der 175. Geburtstag Mozarts bestimmte die musikalischen Darbietungen des Tages — nicht zum Schaden der Hörer. Mozart-Rust bereitete allen Musikfreunden Genuß, gleich welchen Standes oder Alters sie sind. Besonders glücklich war die Auswahl für die Jugendstunde, in der Werke des jungen Mozart, vor allem auch leicht spielbare Kompositionen, zu Gehör gebracht wurden. Königsmusterhausen übernahm aus Frankfurt a. M. das Abendkonzert, das in dankenswerter Weise weniger häufig gespielte Werke Mozarts heraufschickte. Aus Hamburg hörte man — ebenfalls über Königsmusterhausen — ein recht fragwürdiges Hörspiel „Dr. Rabuse“, über das Grundrhythmus noch zu sagen sein wird. — Kritiker — Kritiker — Publikum! hieß das Thema, über das Prof. Max Bachstein, Dr. Max Osborn und Helmut Jaro Jarely ein Dreisprachführer führten. Es wurde eine außerordentlich fruchtbare und sichere Aussprache über den Sinn der Samstagskritik für Publikum und Kritiker. Manchem Hörer wird das Verständnis für die Kritik durch die durchgeführten Vorträge und die Fähigkeit, solche Kritiken richtig zu lesen und zu werten. — Aber neue Bücher zur Frauenfrage und Frauenbewegung“ berichtete Professor Anna Siemsen. Sie gab viele als nur Bucherbesprechungen; im Rahmen ihres Vortrages wies sie auf brennende Zeit- und Gesellschaftsfragen hin. — Statt des Interviews der Woche sprachen der Redakteur der „Magdeburger Zeitung“ Fritz Döb und der Hagenberg-Redakteur Krieger über ihre Eindrücke bei der Genfer Tagung, leider nicht in einer Diskussion, sondern in zwei aufeinanderfolgenden Reden. Dadurch wurde es Herrn Krieger möglich, unbehindert zu sagen, was er loszulassen und vom „Genfer Vortag“ zu reden, der die einzige Sprache sei, in der das selbe Wort ja oder nein, schwarz oder weiß bedeuten könne.

Boran bei den Arbeiter-Abstinenten.

Auf der Generalversammlung der Ortsgruppe Berlin des Arbeiter-Abstinenten-Bundes gab der Vorstand einen Überblick über die Arbeit des vergangenen Jahres:

Wie wohl bei keiner zweiten sozialistischen Kulturorganisation wurde die geleistete Arbeit durch die ungeheure Wirtschaftskrise beeinflusst. Die letzten Mitglieder- und Generalsversammlungen hatten die Schaffung von zwei alkoholfreien Gaststätten bezweckt. Der Vorstand hat die Gaststätten kurz hintereinander eröffnen können, wozu allerdings die Aufbietung aller nur irgendwege verfügbaren Kräfte und Mittel notwendig war. Wie sehr solche alkoholfreien Arbeitergaststätten fehlen, beweist die Tatsache, daß ihre Räume längst nicht mehr für die dort verkehrenden Gäste ausreichen. Leider ist es nicht möglich, in absehbarer Zeit weitere Gaststätten von der Organisation einzurichten, da die Anlagelosten zu hoch sind und nicht aufgebracht werden können, wenn die Organisation sich nicht untragbare Verpflichtungen auferlegen will. — Von einer Rentabilität könne man bei den Gaststätten noch nicht sprechen, da die Wirtschaftskrise, besonders in den beiden Lokalen vertehrende Arbeiterhöfe zu starker Einschränkung ihres Bezugs zwang. — Neben der Gaststättenfrage wurden die übrigen Arbeitsgebiete des Bundes — Alkoholtranken-Fürsorge, Jugendarbeit, Vortragsstätigkeit usw. — eingehend behandelt, wobei sich zeigte, daß die an sich wohl kleine Organisation außerordentlich rühlig ist und an der Lösung der für die Entwicklung der Arbeiterbewegung so überaus wichtigen Alkoholfrage geschickt und mit Erfolg arbeitet. — Die bisherigen Vorstandsmitglieder wurden auch für die Arbeit des neuen Jahres mit einigen Ergänzungen wieder gewählt.

Die neue Brücke in Lichterfelde.

Durch die ungünstige Witterung dieses Winters, insbesondere durch die Frosttage, hat sich die für Ende Januar vorgelegene endgültige Fertigstellung der Eugen-Klein-Brücke in Lichterfelde stark verzögert. Infolgedessen kann die Brücke, über die bereits einige Wagen die Stroßenbahn fährt, von den übrigen Verkehrsmitteln erst im Frühjahr benutzt werden. Voraussichtlich erst in vier Wochen wird sich der Termin für die Freigabe der Brücke festlegen lassen.

Weiterer Rückgang der Grippe.

Die Grippeerkrankungen haben in den letzten Tagen einen deutlichen Rückgang aufzuweisen. Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse wurden durchschnittlich täglich 350 Reueverkrankungen gemeldet gegen 500 bis 600 in der vorhergehenden Zeit. Die Krankenhausüberweisungen durch das Rettungssamt schwanken zwischen 40 und 80 pro Tag gegen mehr als 100 in den Vorwochen. Freie Betten stehen in ausreichendem Maße zur Verfügung.

Reif Langer bei den „Wespen“. Einem Gastspielabend des Kabarets „Die Wespen“ im Schubert-Saal hatte sich auch Reif Langer zur Verfügung gestellt. Der Genuß ihrer reifen Kunst bot einen Ausgleich für viele tote Nummern, die man über sich ergehen lassen mußte. Voll Schaudern denkt man zum Beispiel an den „Straßensango“ und den „Kontakallier“ des Herrn Chau. Es ist ein besonderes Verdienst Reif Langers, die alten Chansons von Morgenstern und Wedekind zu immer neuem, starkem Erlebnis werden zu lassen. Und dann war da die blutige Soso Bronkows, sie scheint sich zu einem der stärksten Talente unseres Kabarets zu entwickeln. Das Publikum erzwang sich Zugabe auf Zugabe. Karl Schnog führt die Conference ein wenig trocken, lebendig wird er erst bei dem Vortrag eigener Verse.

Ausstellung „Die Speis- und Getränkefocia“. Seit einiger Zeit wird in Berliner Buchgewerkschaft, Berlin SW 61, Dreihundstraße 5, eine recht sehenswerte Ausstellung gezeigt. Die die Bedeutung dieser Focia verdient. Sie enthält eine ansehnliche Zahl von Speis- und Getränkearten in neuzeitlicher Ausstattung.

Wetterausblick für Berlin: Zunächst ziemlich heiter, später Eintrübung mit zunehmender Niederschlagsneigung und ansteigenden Temperaturen. — Für Deutschland: Im Süden zeitweise heiter bei wenig veränderten Temperaturen, in Nord- und Mitteldeutschland nach kurzer Wetterbesserung wieder westwärts fortschreitende Bewölkungszunahme mit Witterung und nachfolgenden Regenfällen.

Die Berliner Finanzpläne.

Das Projekt der Substanzveräußerung.

Die Öffentlichkeit beschäftigt sich gegenwärtig wieder stark mit der Finanzpolitik der Reichshauptstadt. Es liegen Beschlüsse des Berliner Magistrats vor, mit öffentlichen Großunternehmungen zu verhandeln, um nötigenfalls durch teilweisen Verkauf aus den erwarteten Erlösen einen größeren Teil der schwebenden Schulden Berlins abzudecken. Die Sache ist wieder ein jettiger Happen für die Sensationspresse aller Gruppen, und es ist zweckmäßig, dem politischen Mißbrauch der Vorgänge

durch sachgemäße Erörterungen vorzubeugen.

Bei den Berliner Vorgängen und Plänen handelt es sich kurz um folgendes: Innerhalb Jahresfrist dürften etwa 600 Millionen Mark kurzfristig an Berlin gewährte Kredite zur Zurückzahlung fällig werden. In der Hauptsache gehen die Kredite auf den Ausbau der Berliner Verkehrsmittel und auf dazu notwendige Grundstücks-erwerbungen zurück. In einer solchen Lage wäre die Aufnahme einer Anleihe, die in 25 oder 30 Jahren getilgt wird, deren Erlös aber sofort zur Zurückzahlung der schwebenden Schuld verwendet wird, das Gegebene. Das außergewöhnliche Moment ist nun, daß diese Anleihe nicht aufgelegt wird und daß man statt dessen einen Teil der in den städtischen Werken vorhandenen Substanz verkauft, um aus dem Erlös dieser Verkäufe einen Teil der Schulden zurückzahlen. — Nun ist es selbstverständlich, daß die Stadt Berlin

nicht aus freien Stücken

den normalen Weg der Anleiheaufnahme unterläßt und den außergewöhnlichen Weg des Substanzverkaufs einschlägt. Die einfache Erklärung dafür ist die Tatsache, daß es gegenwärtig der Stadt Berlin nicht besser geht als sämtlichen übrigen deutschen Großstädten. Die Stadt Berlin ist gegenwärtig wie diese einfach nicht in der Lage, im Ausland eine Anleihe von der Größe, wie sie erforderlich wäre, aufzunehmen. Dem hat der ehemalige Reichsbankpräsident Dr. Schacht durch seine Zerstörung des öffentlichen Kredits zu stark entgegengehandelt. Dem steht das Sinken der deutschen Anleihekurse in New York entgegen und dazu die Erklärung der amerikanischen Banken, im gegenwärtigen Augenblick das amerikanische Publikum zur Zeichnung großer deutscher Kommunalanleihen kaum veranlassen zu können. Auf der anderen Seite sind die deutschen Banken, die größtenteils die Gläubiger der noch schwebenden Kredite sind, teils weil sie, gelinde gesagt, den Kommunen die Finanzverlegenheiten gönnen, nicht bereit, den Großteil der schwebenden Schuld Berlins einfach zu verlängern.

Die Stadt Berlin steht also durch die Unmöglichkeit der Anleihebeschaffung unter einem besonderen Angriff der allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse oder durchaus verständlichen Druck, und es beweist nur

eine zu respektierende Voraussetzung,

wenn die Stadt Berlin bemüht ist, der peinlichen Verlegenheit aus dem Wege zu gehen, bei den Gläubigerbanken um Nachsicht und Verlängerung der Kredite zu bitten, und statt dessen wenigstens für das Jahr 1931 eine größere Teilzahlung der Finanzschwierigkeiten zuzugehen. So konnte das Projekt entstehen, an zahlungs- und kreditfähige öffentliche Unternehmungsgruppen heranzutreten und ihnen die Beteiligung an städtischem Besitz anzubieten, um aus dem Erlös einen größeren Teil der schwebenden Schulden endgültig abzudecken.

Zur Verfügung stehen der Stadt Berlin zu diesem Zweck in den Verkehr-, Gas- und Kraftwerken grundsätzlich Milliardenwerte, jedoch scheinen die Projekte zunächst nur auf eine teilweise Beteiligung öffentlicher Großunternehmungen an den städtischen Gaswerken hinauszuweisen. Es ist daran gedacht, aus der jetzigen Betriebsgesellschaft Berliner Städtische Gaswerke A.-G. eine Besitzgesellschaft zu machen mit einem Aktienkapital von vielleicht 100 bis 150 Millionen Mark und außerdem 45 Millionen Aktien der Deutschen Gas A.-G. einer gemischt-wirtschaftlichen Gasgesellschaft, an der u. a. auch die Dessauer Continental Gas-Gesellschaft beteiligt ist, zusammen mit einem Aktienpaket der neuen Besitzgesellschaft zu veräußern. Genannt wird als eventuellem Erwerber in erster Linie die Preussische Elektrizitäts A.-G., der Elektrozust des preussischen Staates.

Es ist natürlich, daß auf diesem Wege allein noch nicht so viel Geld hereinkommt, als zur Konsolidierung der schwebenden Schuld für 1931 erforderlich ist und daß auf der anderen Seite, da ja dem preussischen Elektrozust Gasinteressen bisher ziemlich fern gelegen haben, ein ähnliches Vorgehen der Stadt Berlin auch hinsichtlich der Elektrizitätswerke (Bewag) gewünscht wird, wofür wieder bei der Stadt Berlin zunächst nicht allzuviel Bereitschaft besteht. Die Berliner Städtischen Elektrizitätswerke (Bewag) sind sicher das wichtigste und wertvollste Aktium der Stadt Berlin. Sie haben auch, da immer noch der Elektrizität die Zukunft gehört, die größten Rentabilitätsaussichten.

Ohne daß nun in dieser Richtung schon irgendwelche Projekte der Stadt Berlin bestehen, ist auch die Tatsache interessant, daß auch die Beteiligung öffentlicher Unternehmungen an den

Berliner städtischen Elektrizitätswerken schon eifrig diskutiert wird.

Ein Interesse an der Bewag, und zwar ein vordringliches, hat die Reichselektrowerke A.-G., der große Reichselektrozust, der bereits einen Teil des in Berlin verbrauchten Stromes liefert und vor nicht langer Zeit eine Verlängerung und Erweiterung seiner Stromlieferungserträge gegen die Gewährung eines 25-Millionen-Kredits an Berlin erreicht hat. Wenn in Berlin bei den Elektrizitätswerken eine Besitzverschiebung eintreten würde, so wäre das für die Reichselektrowerke naturgemäß nicht gleichgültig. Die Dinge scheinen aber heute noch so zu liegen, daß ein gewisser Anstrich von Eifer und kleinliche Eifersüchteleien einem Zusammenwirken der preussischen Elektrogruppe und der Reichselektrowerke im Wege stehen. Wenn schon Berlin durch die Noth der Verhältnisse unter Druck gesetzt ist, und wenn eine Beteiligung größerer

öffentlicher Gruppen auch an den Elektrizitätswerken zweckmäßig wäre, so wäre es selbstverständlich das Gegebene, daß Reich und Preußen im eigenen Interesse und im Interesse Berlins dabei zusammenwirken.

Es kommt nämlich hinzu, daß die Notlage, aus der die Stadt handelt, elektrowirtschaftlich auch etwas Gutes haben kann. Schon längst ist die Vereinheitlichung der deutschen Elektrowirtschaft als volkswirtschaftliche Notwendigkeit erkannt und dieser Vereinheitlichung könnte gerade durch das Zusammenwirken großer öffentlicher Elektrogruppen im Falle Berlin ein wesentlicher Dienst geleistet werden. Man müßte also, falls die Zukunft eine Gelegenheit zur Kooperation in dieser Richtung bietet, von Preußen und dem Reich verlangen, daß sie auch im Interesse der Vereinheitlichung der deutschen Elektrowirtschaft in Berlin zusammen- und nicht gegeneinander wirken.

So liegen die Dinge in Berlin. Die deutsche Sensationspresse hat keinerlei Anlaß, hier wieder irgendwelche Standale und Standalchen zu konstruieren. Der einzige Standal, von dem hier geredet werden dürfte, ist die Feinzeit von Dr. Schacht systematisch geförderte Kreditzerstörung und systematisch geförderte Privatisierungskampagne der Banken gegen die öffentliche Wirtschaft, die ebenso wie die größte Zahl der deutschen Großstädte auch die Stadt Berlin zu den jetzigen Finanzverlegenheiten geführt haben.

Berliner Fleischpreise.

Nach dem Bericht der Reichsforschungsstelle für landwirtschaftliches Marktwesen sind in der dritten Januarwoche die Vieh- und Großhandelspreise für Fleisch ungewöhnlich stark gesunken. Obwohl auch die Kleinhandelspreise sich weiter etwas gesenkt haben, bleibt ihr Rückgang doch weit hinter dem der Großhandelspreise zurück. Dementsprechend hat sich die Preispanne zwischen Groß- und Kleinhandelspreisen für Fleisch in der Berichtswache wieder beträchtlich erweitert. Sie stellte sich für Fleisch insgesamt auf 23,4 Pf. je Pfund gegenüber 19,2 Pf. in der Vorwoche und 20,4 Pf. im Durchschnitt des Monats Dezember.

Die sorgfältigen Erhebungen der Forschungsstelle geben der Öffentlichkeit eine genaue Kontrolle, bei welchen Fleischarten die Spannen zwischen Groß- und Kleinhandelspreisen ungewöhnlich hochgehalten werden, der Rückgang der Viehpreise also zu Sondergewinnen im Kleinhandel benutzt wird. So hat sich die Preispanne für Kalbfleisch in der Berichtswache von 26,2 auf 37,1 Pf. je Pfund erhöht, ein Beweis, daß der Konsument von dem starken Rückgang der Kalbfleischpreise überhaupt nichts gehabt hat.

Dies zeigt sich auch darin, daß der Ladenpreis für Kalbfleisch mit 131 gegen 131,8 Pf. je Pfund in der Vorwoche sogar etwas gestiegen ist. Auch die Preispanne bei Schweinefleisch, die in der Vorwoche mit 16,2 Pf. einen erfreulich niedrigen Stand erreicht hatte, ist in der letzten Woche wieder auf 20,8 Pf. gestiegen, so daß auch in diesem Fall die Ladenpreise den Rückgang der Großhandelspreise nicht mitgemacht haben.

Wie der Fall bei den Kalbfleischpreisen in besonders krasser Form zeigt, wird also immer wieder der Versuch unternommen, den Konsumenten übers Ohr zu hauen.

Politische Krupp-Berluste?

Krisenbetrachtungen an der Ruhr.

Die bisherigen Montanabschlüsse von Klöckner, Hoersch-Köln-Neuessen und der Gute Hoffnungshütte A.-G. zeigten durchweg ein überraschend günstiges Bild der schwerindustriellen Entwicklung im letzten Krisenjahr. Allerdings schließt das Geschäftsjahr dieser Konzerne mit dem 30. Juni ab, so daß sich in diesen Bilanzen die Zuspitzung der Wirtschaftskrise im Spätsommer nach nicht auswirkt.

Jetzt veröffentlicht der Krupp-Konzern in Essen den Abschluß seines am 30. September beendeten Geschäftsjahres 1929/30, der einen Verlust von rund 4,5 Millionen Mark gegenüber einem Reingewinn von rund 7 Millionen Mark im Vorjahr ausweist. Die Abschlüsse von Krupp waren nun von jeher unter einem besonderen Gesichtspunkt anzusehen. Die Friedrich-Krupp-A.-G. ist eine reine Familiengesellschaft, die bei ihren Abschlüssen bzw. bei der Gewinnverteilung in keiner Weise Rücksichten auf Aktionärsinteressen oder auf das Prestige der Gesellschaft zu nehmen braucht. So konnte es sich Krupp auch in den ersten beiden Jahren nach der Stabilisierung leisten, Millionenerluste auszumehren und andererseits die in den Konjunkturjahren 1926 bis 1929 erzielten Reingewinne in Höhe von rund 28 Millionen im Betriebe weiterarbeiten zu lassen und keine Dividende zu zahlen.

Bei dem jetzt vorliegenden Abschluß, der von den Bilanzen der übrigen Montankonzerne so auffällig absteht, liegt der Verdacht nahe, daß

der Millionenverlust eher auf politische Hintergründe

zurückzuführen ist, als auf die Betriebsentwicklung bei Krupp. In der Tat rechtfertigen die Produktionsziffern eine derart starke Spanne zwischen dem vorjährigen Gewinn und dem diesmaligen Verlust keineswegs. So stellten sich

	1928/29	1929/30
	in Millionen Tonnen	
Kohlenförderung	8,0	7,8
Koksproduktion	2,5	2,43
Erzförderung	0,74	0,70
Rohstahlförderung	1,29	1,30
Rohstahlproduktion	1,58	1,36
Walzwerkproduktion	1,15	1,02

Im Vergleich mit dem allgemeinen Produktionsrückgang der deutschen Industrie im letzten Jahr, der auf etwa 30 Proz. geschätzt wird, haben also die Krupp-Betriebe noch verhältnismäßig sehr günstig abgeschlossen. Das besagt allerdings nicht, daß die Belegschaften bei Krupp die Krise weniger zu spüren bekommen hätten als in anderen Betrieben. Trotz des relativ hohen Standes der Produktion ist

die Belegschaft der Stammbetriebe um mehr als 15 Proz. abgebaut

worden und beträgt nur noch 57.541 gegen 68.062 Mann im vorhergehenden Jahr. Danach sind also die Leistungen je Mann und Schicht auch im letzten Jahr weiter erheblich gestiegen. Bei den angeschlossenen Werken und den Handelsunternehmungen ist die Belegschaft gleichfalls von 21.700 auf 17.700 Köpfe gesunken. Auch die weiterverarbeitenden Betriebe haben im letzten Betriebsjahr noch mit Gewinn gearbeitet. Dies gilt für den Maschinenbau, die Abteilung Lastkraftwagen und besonders die Abteilung Registrierkassen, deren Umsatz erheblich gesteigert werden konnte. Doch der Lokomotivbau auch bei Krupp Verluste erlitten hat, überrascht bei der allgemeinen schlechten Lage dieses Industriezweiges nicht. Zum Schluß des Geschäftsjahres war die Friedrich-Alfred-Hütte noch zu 50 Proz. ihrer Leistungsfähigkeit beschäftigt, während im Jahresdurchschnitt die Stahlwerke noch zu 60 Proz., die Walzwerke dagegen nur zu 45 Proz. und die Schmieden zu 40 Proz. ausgenutzt waren.

Die Abschlußziffern sind, wie in früheren Jahren, auch diesmal wieder stark verschleiert. Von dem mit 31,8 gegen 38,1 Mil-

lionen ausgewiesene Betriebsgewinn sind die Löhne und Abschreibungen vorweg abgezogen worden. Die Abschreibungen auf die Werksanlagen halten sich mit 16,2 Millionen auf dem Stand des vorigen Jahres und erreichen fast die Höhe der Reinvestitionen, für die 17,6 Millionen aus laufenden Betriebsgewinnen aufgewendet wurden. Also auch in dem schwersten Krisenjahr seit Kriegsende hat Krupp

die Selbstfinanzierung und Kapitalbildung in dem Umfange guter Konjunkturlahre aufrecht erhalten

können. Diese Tatsache beweist mehr für die tatsächliche Lage des Krupp-Konzerns als der bilanzmäßig errechnete Verlust. Für die gute finanzielle Lage bei Krupp ist auch bezeichnend, daß die Aufwertungsansprüche von 4 Millionen bis auf 0,49 Millionen Mark abgezahlt und die Unterstützung der Pensionäre ohne Inanspruchnahme der hierfür eingeleiteten 6 Millionen Rückstellung durchgeführt wurde. Die Bewertung der Vorräte, die mit 67,7 gegen 71,9 Millionen, trotz der angeschwollenen Läger erheblich niedriger angesetzt ist, weist ferner auf erhebliche stille Abschreibungen bei diesem Posten hin.

Aber wie die Herren vom Stahlruff „ihre Krise“ brauchen, so hat Krupp aus politischen Gründen Verluste nötig. Die Ausführungen im Geschäftsbericht zeigen auch deutlich, wohin das Ziel geht. Die Weltwirtschaftskrise sei für die Schwierigkeiten in Deutschland von untergeordneter Bedeutung. Schuld allein tragen

die deutsche Lohn-, Sozial- und Steuerpolitik

und der Young-Plan. Um größeres Unheil von der deutschen Eisenindustrie und ihren Werksangehörigen abzuwenden, genüge die Abkehr von der bisherigen Lohn-, Steuer- und Sozialpolitik nicht.

Ein Reichsbestellungsplan.

Schieles Eröffnungsgespräch beim Lehrgang für landwirtschaftliche Abfahrfragen.

Der Reichsernährungsminister Schiele eröffnete am Dienstag mit einer Ansprache einen vom Deutschen Landwirtschaftsrat veranstalteten Lehrgang für landwirtschaftliche Abfahrfragen. Die Abhaltung solcher Lehrgänge ist durchaus zu begrüßen, und sie werden hoffentlich eine neue Ära der Betätigung dieser wirtschaftspolitischen Spitzenvertretung der deutschen Landwirtschaft einleiten, die bisher einer der eifrigsten Streiter im Kampfe um Hochschulzulassung war. Die Erkenntnis, daß der Landwirt nicht nur Produzent ist und eine seiner Ansicht nach angemessene Bezahlung sämtlicher von ihm auf den Markt gebrachten Produkte verlangen darf, sondern, daß der Landwirt sich auch um den Absatz seiner Produkte bekümmern muß und auf die Geschmacksrichtungen der Konsumenten einzugehen hat, scheint im Laufe der Zeiten auch bis in das Bewußtsein der unter groß-agrarischer Führung stehenden Organisationen der Landwirtschaft gedrungen zu sein.

Schiele entwickelte in seinem Vortrag einen Reichsbestellungsplan, um die Produktion der deutschen Landwirtschaft unzugestanden. Die Landwirte müßten den Anbau von solchen Produkten in stärkerem Maße ausdehnen, deren Konsum noch erweiterungsfähig ist und nicht wie bisher vor allem Getreide erzeugen. Er wies auf die Notwendigkeit der Umstellung von Roggenanbau zur vermehrten Produktion von Weizen, Futtergetreide usw. hin, d. h. auf eine stärkere Betonung der Viehwirtschaft.

„Wenn man's so hört, so könnt' es leidlich scheinen!“ Aber im nächsten Satz schon sprach Schiele der Landwirtschaft das Recht zu, ausreichenden Schutz vor der Einfuhr ausländischer Produkte zu verlangen, d. h. eine Erhöhung der Zölle auf Fleisch und Wollereierzeugnisse zu fordern, was ichhaften Bessoll herbarrief.

Gegen rote Hände: Creme Leodor

Die kühlende und heilende Wirkung der säurehaltigen weißen Creme Leodor tritt besonders in Erscheinung, wenn Hände und Gesicht durch Einwirkung der Kälte im Winter stark gerötet sind. Auch bei spröder und aufgesprungener Haut leistet die Creme bei dem so lästigen Juckreiz der Haut sowie als Puderunterlage vorzügliche Dienste. Tube 60 Pf. und 1 Mk., wirksam unterstützt durch Leodor-Edelsäure, Stück 50 Pf. In allen Chlorodont-Verkaufsstellen erhältlich.

Gerhart Herrmann Mostar: Und sah die Sterne

(Schluß)

Zurück, Kepler, zurück! brüllte es in ihm. Du bist zu klein für die Lat, die du tun sollst. Widderrufe, nicht um der Mutter willen nur: um deinetwillen! Entschiede dich für die Zeit, die dich gebirgt, deren Gesehen du lebst; deren Arctum du vielleicht erkanntest, die aber dennoch — deine Mutter ist!

Er fühlte, wie der Mensch in ihm ja sagte zu dieser Entscheidung; fühlte, wie das Blut ruhiger floß, seine Arnie sich festigten. Wohl empfand er auch, wie sein Geist, sein stolzer, kluger Geist, sich wand in schmerzenden Hirn und nicht hergeben wollte, was er als recht erkannt; solches Empfinden schuf in ihm ein würdiges Gefühl der Scham. Aber er war wohl nur zu allein in dieser Nacht, daran machte es liegen, es war zu viel Rüste und Einsamkeit um ihn; es tat not, unter Menschen zu sein bis zur vierten Stunde . . .

Er ging wieder weiter und suchte den großen Gasthof; aber als er das hochgelebte Haus, zuweilen mühsam tastend im mondlosen Dunkel, gefunden hatte, war es längst verschlossen. Hastig wandte er sich dem Göttinger Tor zu; dort lag eine übel beleuchtete Schenke, in der einst sein Vater seinen Kummer vertrunken hatte, ehe ihm das Landstreichertum erträglicher als die Ehe mit dem Kätterle erschienen war.

Johannes fand den niederen Raum voll fragwürdiger Gestalten, die aber schon zu trinken waren, um dem späten Erscheinen des Fremden Aufmerksamkeit zu schenken; man lauschte den Erzählungen eines Mannes, der berauscht absieht, in einem Tisch für sich allein.

Kepler beachtete das Gerede anfangs nicht. Es glitt an seinem Ohr vorüber, ohne daß er es hörte. Seine Gedanken gingen hin nach Lina, an seinen Schreibtisch, wo auf reinlichen Blättern in sorgfamer Schrift neue Beobachtungen und Erkenntnisse des Druckes harreten — sie würden nie gedruckt werden; ganz anderes würde gedruckt werden: Lügen . . . Gleichgültig; wie hatte doch Martinus Einhorn gesagt: Wahrheit ist Tod . . . Und es half nun kein Trauern; es wäre denn, daß die Lühinger Fakultät noch heute noch ihren Beschluß gefaßt und durch einen reisenden Boten hierher übermitteln hätte — aber das war wohl nicht möglich . . .

Eine Redewendung des Mannes am einsamen Tisch drang zu ihm hin und weckte ihn jäh.

„Die Heg', die Keplerin, hat Zustand' heut' Nacht“, rief der Mann laut. „Wie ich' kommen bin, hat sie am Fenster gestanden und die Stern' angesehen und gefragt: hörst sie fingen, die Stern'? Die Frau Venus und den Kriegsmann Mars? Rein, sag' ich, aber ich mein' schon, daß du in der Früh' gar die Engel im Himmel wirst fingen hören, und morgen auf die Nacht die Teufel in der Höll!“

Die Zecher johlten. „Nacht dir wohl Spaß, die Keplerin das hören zu lassen, traun, Gottfriede?“

Kepler sah erblassend, daß der Krug, aus dem der Mann jetzt trank, mit einer Keite am Tisch befestigt war, damit niemand anders daraus trinken könne; es war also der Unehrlische, der Föllerknecht.

„Spaß?“ fragte der beleidigt zurück, „nein, das ist gewiß kein Spaß nil. Schwer ist mein Beruf, das könnt ihr glauben, arg viel zu lernen gibt's dabei, laßt's nit! Die Herren Richter, die steden die Ehr' ein, die sprechen das Urteel und gehen unter euch hochgeehrt, und unferneier vollzieht's und darf nit einmal sitzen mit euch an einem Tisch und trinken!“

„Am, gekrunken hast doch genug, Gottfriede! Aber sag' doch, was hast denn so Schweres zu lernen?“ rief einer.

Über das Gottfriede blieb in seiner Trunkenheit keine Antwort. „Hoho! Meinig, es sei so gar leicht, die Fuß' richtig hincinzulippen in den Spanischen Stiefel? Und auf die rechte Art an der Schrauben zu drehen, damit das Schienbein wohl recht arg schmerzt und das Fleisch geschwulstet, nit aber der Knochen gebrochen wird? Oder die brennende Kerze, die du vorher mußt besorgt haben, grad' so nah an die Fußsohlen zu halten, daß die Haut brav röstet und nit Uchlerloß brennt?“

„Warum darfs denn nit brennen, Gottfriede?“

„Damit's am andern Tag weiter geföllert werden kann!“ sagte Gottfriede und trank. Nacht nit! Manchmal tun's einem leid, die armen Weible, insonders wann's hübsch sind!“

„So hübsch wie das Kätterle, gelt, Gottfriede?“ Ran lachte wiedernd.

„Das Kätterle kommt in der Früh' dran!“ berichtete Gottfriede.

„Das heißt, eigentlich ist's schon dran seit dreien Tagen. Es gilt noch nit als Föllter, was wir jetzt anstellen mit ihr — aber eigentlich is' das schlimmst!“

„Erzähl', erzähl', Gottfriede!“

„Sie darf nit schlafen, schon fünf Tage nit! Immer, wenn's einschlafen will, sticht sie einer wach mit einer Nadel. Ich sag' euch, daß dies müde macht! Und morgen die Eisern' Jungfrau dazu . . .“

„Rein!“ rief Johannes Kepler; er rief es aus seinen Gedanken heraus, aber es ward ein so lautes Rein, daß viele es hörten und nach ihm jahren.

„Wer ist das?“ fragten einige; aber die anderen drängten in den Föllerknecht: „Wie ist das doch mit der Eisern' Jungfrau, Gottfriede?“

Kepler vermochte nicht zu bleiben. Er stürzte zur Tür, riß sie auf, stand draußen; Gelächter folgte ihm. In die dunkle Lorede neigte er sein Gesicht und weinte lange.

Die Schenke lag am Hang der Berge, ihre Front blühte hinab in die Ebene; so standen denn jetzt im Rücken des Weinenden in einem grobartigen Aufriß die winterlich eiskalten Sterne, und er sah sie nicht. Seit er Einhorn's Haus verlassen hatte, war sein Gesicht noch nicht einmal dem Himmel zugewendet gewesen; nur das Bild seiner Mutter hatte vor seinem Blick gestanden und stand noch jetzt davor, düster und wirr, als ein Sinnbild seiner Herkunft aus Trieb und Aberglauben . . .

Run aber wollte er hingehen, hinhören zu Martinus Einhorn, ihm zu sagen, daß er sich unterwerfe; nun wandte er sich um — und sah die Sterne.

Sah die Sterne; dachte nichts, wußte nichts, sah nur, sah, wohl eine Minute lang; die gleißende Gürtelschleife des Orion, die silbernen Schuppen der Fische, das rote Auge des Stiers, die gelbe Lampe Jupiters, das blaue Wetterleuchten des Sirius, und die müllerlich sanfte Blut der gewaltigen Milchstraße mitten hinein — und sank nieder und sagte laut:

„Ich kann es nicht!“

Und wiederholte nach vielen Minuten noch einmal, leise und weh:

„Ich kann es ja nicht widerrufen, denn ich habe es geschaffen.“

Seine Gedanken redeten weiter:

Kopernikus hat die Bewegung der Planeten gedacht. Ich aber habe sie bewiesen, habe sie geschaffen, ich, mit Galilei, der widerrufen hat. Aber lassen sich die Sterne widerrufen? Mich erdrückt mein Gedanke, seit ich seine Weite ermohle, und doch stehen sie nit still, sondern kreifen weiter, — wie sagte Einhorn? Ein totes, stummes Kreifen von Augen . . . Und wie sagte meine Mutter zu ihrem Henker? „Hörst sie fingen, die Stern?“

Kepler sprang jäh auf. Ein Gedanke riß ihn empar.

„Und — fingen sie denn nicht?“

„Müssen sie denn nicht, wenn sie hinanfen durch des Raums,

Schwingungen erzeugen im Aether, wie der gleitende Bogen auf der Saite? Muß nicht — muß nicht jeder Planet einen Ton, seinen Ton haben, der seiner Größe, seiner Gestalt, seinem Wege entspricht?“

Und habe nicht ich, ich selbst, nachgewiesen, daß die Entfernungen der Planeten von der Sonne und voneinander in einem gewissen harmonischen Verhältnis stehen? Rüssen also nicht auch ihre Töne solch ein Verhältnis ergeben, Akkorde ergeben, Harmonien? Und, im Wechsel ihrer Begegnungen auf ihrer Bahn durch den Raum: Melodien? Ist das nicht — ist das nicht die Musik der Sphären, daran die Alten glaubten?“

Kepler begann zu laufen, mit seinen Gedanken um die Weite. Manchmal wies er, mitten im Lauf, mit der Hand auf einen Stern und blieb eine Weile stehen. Du dort, sagten dann seine Gedanken etwa zur Venus, bist du nicht die Terz in der Tonika Jupiter, Venus, Erde? Und da — ist da nicht ein allzu großes Intervall zwischen Mars und Saturn — fehlt da nicht ein Planet — ein Ton . . . ? Da muß noch ein Planet sein, den noch keiner kennt . . . Und du dort, und ihr alle, ihr seid nicht tot und stumm: ihr singt!“

Er blieb stehen, erzitternd:

„Und eure Gefänge — hört Gott . . .“

„Ich danke dir, Herr, daß du mich wiederum einblicken liehest in die Harmonie meines Alls, wenn auch meine Ohren zu gering sind, der Sphärenmusik zu lauschen gleich dir . . .“

Und in jäher Rüttel zur Rot dieser Nacht:

„Da du mich zum Sternscher machtest trotz meiner blöden Augen, Herr — zeige mir auch, wie ich die erkannte Wahrheit mag verkünden, ohne meiner Mutter Mörder zu werden!“

Wieder ging er eine Straße, gemessener diesmal, doch ohne Ziel; da aber der Weg noch immer am Berghang blieb, blieben auch die Sterne, und blieben auch seine Gedanken noch bei ihrer neuen Wahrheit.

„Und auch du, meine Erde, auch du also singst deinen Ton, deine Weile ins All. Und auch ich, ich armes Stäublein Mensch, auch ich bin ein Teil, eine winzigste Schwingung, ein leiserer Mitschlag deines Tons. Und wenn ich nicht mehr schwingen werde, so wird ein anderer Klängen an meiner Statt, damit der Ton sich auch nicht um eine Wenigkeit senke und die Harmonie des Alls verleihe. Und wenn ich selber unrein bin — —

„Ach, Martinus Einhorn: nicht ohne Pflicht und Sittlichkeit werden die Menschen sein, die meine Gedanken denken! Keiner müssen sie werden als je, wenn sie wissen, daß sie Tonteilchen sind in Gottes Musik!“

„Ich werde eine Himmelsorgel bauen“, sagte er laut und kindlich vor sich hin. „Sie wird die Harmonie der Sphären verkünden.“

Erna Büsing: Aeffchen und Leiermann

Im Weltkrieg war er einer der ersten Verwundeten. Die Verletzung war schwer. Sein rechtes Bein wurde ihm abgenommen. Nach den wirren Tagen der Schmerzen, der grauenvollen Fieberträume, der Schüttelfröste nach den Karsofen und des dumpfen Hindämmerns nach den starken Schlafmitteln, hatte er wieder verlangen nach dem Leben. Er war ja noch so jung, er wußte ja eigentlich überhaupt noch gar nicht, was das Leben war.

Im Krankenhaus wurde er verhöfchelt, das muß man sagen. Er war doch immerhin einer der ersten Verwundeten — was zu bedeuten ist —, und er lag im Lazarett seiner Heimatstadt. Sein Lehrer kam persönlich und sagte ihm, er müsse stolz darauf sein, dem Vaterland dieses Opfer bringen zu dürfen. Die Frau Superintendentin kam persönlich und brachte zwei Arme voll Liebesgaben, die der Frauerverein gesammelt hatte, und sie sprach solch' ermutigende Worte, daß man zu guter Heft glauben mußte, nur für die Einbeinigen habe das Leben seine Schönheiten reserviert. Ein Herr Fabrikdirektor fuhr mit dem Verwundeten spazieren, ja, er zeigte sich nit ihm im offenen Auto, da er insgehend hoffte, viele patriotische Tat würde seinen Antrag auf Kriegslieferungen unterstützen. Wirklich, es kümmerten sich alle um den Krüppel. Die Mutter zwar, die weinte insgeheim. In der Dessenlichkeit freilich trug auch sie guten Mut zur Schau; denn bei der allgemein gehobenen Stimmung würde ihr selbst der schwächste Schein von Traurigkeit als strafwürdige Mißmacherei ausgelegt worden sein.

Dann kam die Zeit, wo der Krüppel anderen Verletzten Platz machte. Es kam das endlose Sterben des Krieges, es kamen Hunger und Inflation und den Krüppel traf noch im besonderen der Tod der Mutter. Es war viel Leid für den einzelnen, aber der einzelne schwamm mit in der Rot der Allgemeinheit.

Endlich kamen die normalen Verhältnisse. Nun hieß es für den einzelnen, sich einordnen. Der einzelne wurde nicht mehr so wuchend bedrückt von der allgemeinen Rot, sie hatte sich aufgelöst in viele einzelne, traurige Fälle. Vorwärtstommen, festen Fuß fassen, das waren die Ziele, die für den einzelnen Tagesinhalt wurden.

Die großen Betriebe wurden gezwungen, Schwertriebsbeschädigte einzustellen. So fand auch unser Krüppel ein Unterkommen. Man nahm ihn nicht mit Freude auf, o nein, denn die Verhältnisse lagen so, daß für diese eine Stelle sich hundert Bewerber meldeten, von denen zehn Freunde im Betriebe hatten, die sie gar zu gerne untergebracht hätten. Der Krüppel also hatte das große Los gezogen. Er hatte die vielumworbene Stelle bekommen und nicht einmal wegen seiner Fähigkeiten, sondern weil er Krüppel war. Man sagte es nicht laut, aber indirekt war man ihm gram. Er stand den Gesunden, die arbeiten wollten, die arbeiten mußten da sie Pflichten hatten, im Wege. Eine Wand von Rücken baute sich gegen ihn auf. Er lagte, sofort schalt man ihn unheimlich. Da wagt er still und stolz allen Kummer in sich hinein. Darum kam er mit keinem Menschen in Fühlung. Zuletzt ging er freiwillig, weil er von der eigenen Verbitterung nicht aufgefressen werden wollte. Zwei-, dreimal posierte ihm das gleiche. Da hatte er es satt, der Störenfried zu sein.

Er mietete sich eine Drehorgel und ging auf die Höfe spielen. Seine Rente und die Musik ernährten ihn kärglich. Aus Heiraten dachte er nicht, obzwar er wohl eine Frau hätte bekommen können; denn es gibt Frauen, die durchaus heiraten wollen, es gibt Frauen, die immer denken, sicher ist sicher, und denen eine verbürgte Rente, selbst wenn sie an und für sich noch so klein ist, ein ungeheures Vermögen bedeutet, und dann gibt es Frauen, die wollen durchaus etwas Apparies, und wenn es ein Krüppel ist. Doch er blieb allein, er dachte an die Wohnungsnot, und er dachte an seine Erfahrungen mit den Menschen. Er hatte kaum mehr Sehnsucht nach den Menschen, er hatte nur noch Verlangen nach einem Lebewesen. Und da die Armut immer wohlthätig ist, wenn sie nicht gerade mogenkränzend hungert, kaufte er einer alten Frau einen Affen ab. Der Sohn, der als Matrose fuhr, hatte das Affchen mitgebracht. Doch die Alte war sehr ordnungsliebend und der Affe war sehr spielerisch. Da wagt er still und stolz allen Kummer in sich hinein. Darum kam er mit keinem Menschen in Fühlung. Zuletzt ging er freiwillig, weil er von der eigenen Verbitterung nicht aufgefressen werden wollte. Zwei-, dreimal posierte ihm das gleiche. Da hatte er es satt, der Störenfried zu sein.

Er mietete sich eine Drehorgel und ging auf die Höfe spielen. Seine Rente und die Musik ernährten ihn kärglich. Aus Heiraten dachte er nicht, obzwar er wohl eine Frau hätte bekommen können; denn es gibt Frauen, die durchaus heiraten wollen, es gibt Frauen, die immer denken, sicher ist sicher, und denen eine verbürgte Rente, selbst wenn sie an und für sich noch so klein ist, ein ungeheures Vermögen bedeutet, und dann gibt es Frauen, die wollen durchaus etwas Apparies, und wenn es ein Krüppel ist. Doch er blieb allein, er dachte an die Wohnungsnot, und er dachte an seine Erfahrungen mit den Menschen. Er hatte kaum mehr Sehnsucht nach den Menschen, er hatte nur noch Verlangen nach einem Lebewesen. Und da die Armut immer wohlthätig ist, wenn sie nicht gerade mogenkränzend hungert, kaufte er einer alten Frau einen Affen ab. Der Sohn, der als Matrose fuhr, hatte das Affchen mitgebracht. Doch die Alte war sehr ordnungsliebend und der Affe war sehr spielerisch. Da wagt er still und stolz allen Kummer in sich hinein. Darum kam er mit keinem Menschen in Fühlung. Zuletzt ging er freiwillig, weil er von der eigenen Verbitterung nicht aufgefressen werden wollte. Zwei-, dreimal posierte ihm das gleiche. Da hatte er es satt, der Störenfried zu sein.

Er mietete sich eine Drehorgel und ging auf die Höfe spielen. Seine Rente und die Musik ernährten ihn kärglich. Aus Heiraten dachte er nicht, obzwar er wohl eine Frau hätte bekommen können; denn es gibt Frauen, die durchaus heiraten wollen, es gibt Frauen, die immer denken, sicher ist sicher, und denen eine verbürgte Rente, selbst wenn sie an und für sich noch so klein ist, ein ungeheures Vermögen bedeutet, und dann gibt es Frauen, die wollen durchaus etwas Apparies, und wenn es ein Krüppel ist. Doch er blieb allein, er dachte an die Wohnungsnot, und er dachte an seine Erfahrungen mit den Menschen. Er hatte kaum mehr Sehnsucht nach den Menschen, er hatte nur noch Verlangen nach einem Lebewesen. Und da die Armut immer wohlthätig ist, wenn sie nicht gerade mogenkränzend hungert, kaufte er einer alten Frau einen Affen ab. Der Sohn, der als Matrose fuhr, hatte das Affchen mitgebracht. Doch die Alte war sehr ordnungsliebend und der Affe war sehr spielerisch. Da wagt er still und stolz allen Kummer in sich hinein. Darum kam er mit keinem Menschen in Fühlung. Zuletzt ging er freiwillig, weil er von der eigenen Verbitterung nicht aufgefressen werden wollte. Zwei-, dreimal posierte ihm das gleiche. Da hatte er es satt, der Störenfried zu sein.

Er mietete sich eine Drehorgel und ging auf die Höfe spielen. Seine Rente und die Musik ernährten ihn kärglich. Aus Heiraten dachte er nicht, obzwar er wohl eine Frau hätte bekommen können; denn es gibt Frauen, die durchaus heiraten wollen, es gibt Frauen, die immer denken, sicher ist sicher, und denen eine verbürgte Rente, selbst wenn sie an und für sich noch so klein ist, ein ungeheures Vermögen bedeutet, und dann gibt es Frauen, die wollen durchaus etwas Apparies, und wenn es ein Krüppel ist. Doch er blieb allein, er dachte an die Wohnungsnot, und er dachte an seine Erfahrungen mit den Menschen. Er hatte kaum mehr Sehnsucht nach den Menschen, er hatte nur noch Verlangen nach einem Lebewesen. Und da die Armut immer wohlthätig ist, wenn sie nicht gerade mogenkränzend hungert, kaufte er einer alten Frau einen Affen ab. Der Sohn, der als Matrose fuhr, hatte das Affchen mitgebracht. Doch die Alte war sehr ordnungsliebend und der Affe war sehr spielerisch. Da wagt er still und stolz allen Kummer in sich hinein. Darum kam er mit keinem Menschen in Fühlung. Zuletzt ging er freiwillig, weil er von der eigenen Verbitterung nicht aufgefressen werden wollte. Zwei-, dreimal posierte ihm das gleiche. Da hatte er es satt, der Störenfried zu sein.

Er mietete sich eine Drehorgel und ging auf die Höfe spielen. Seine Rente und die Musik ernährten ihn kärglich. Aus Heiraten dachte er nicht, obzwar er wohl eine Frau hätte bekommen können; denn es gibt Frauen, die durchaus heiraten wollen, es gibt Frauen, die immer denken, sicher ist sicher, und denen eine verbürgte Rente, selbst wenn sie an und für sich noch so klein ist, ein ungeheures Vermögen bedeutet, und dann gibt es Frauen, die wollen durchaus etwas Apparies, und wenn es ein Krüppel ist. Doch er blieb allein, er dachte an die Wohnungsnot, und er dachte an seine Erfahrungen mit den Menschen. Er hatte kaum mehr Sehnsucht nach den Menschen, er hatte nur noch Verlangen nach einem Lebewesen. Und da die Armut immer wohlthätig ist, wenn sie nicht gerade mogenkränzend hungert, kaufte er einer alten Frau einen Affen ab. Der Sohn, der als Matrose fuhr, hatte das Affchen mitgebracht. Doch die Alte war sehr ordnungsliebend und der Affe war sehr spielerisch. Da wagt er still und stolz allen Kummer in sich hinein. Darum kam er mit keinem Menschen in Fühlung. Zuletzt ging er freiwillig, weil er von der eigenen Verbitterung nicht aufgefressen werden wollte. Zwei-, dreimal posierte ihm das gleiche. Da hatte er es satt, der Störenfried zu sein.

mit armen, irdischen Mitteln. Sie wird in einem Dom stehen, vielleicht zu Regensburg. Wer sie hören wird, wird rein werden.

Und es wird keine Hexen mehr geben, die Gott lästern können. Der Gott, der Erden kreifen ließ, damit sie fängen, ist zu groß, als daß ein Mensch ihn lästern könnte. Um der Bielen willen, die meine Lehre retten, wird vor dem Urteilen und dem Beurteilwerden, vor dem Richten und der Folter: um der Bielen willen möge Gott mir die Kraft geben, diese eine, meine Mutter zu opfern.

Roch schwerer wird mir dies werden denn zuvor; denn nun weiß ich, daß ich doch ihr Sohn bin. Sie hörte den Sang der Sterne in Dumpsheit, ich in Klarheit; ihr Aberglaube ist mein Genus; dein wirren Trieb der Mutter in mir zu säubern zur Weisheit; das ist meine Aufgabe und mein Vermögen. Ich muß ihr dankbar sein, und ich muß sie doch opfern.

„Ich weiß wohl, daß die Menschen im Anfang zu klein sein werden für meine große Lehre, wie ich es selber war. Gottlose Herren werden kommen und Kriege und Unstürze, Pest der Weiber und Auszehr der Seelen. Aber am Ende wird alle Dissonanz gelöst sein in Harmonie.“

Bewege dich, meine Erde, und töne!“

Und Johannes Kepler hob die gerundete Hand in die Höhe, öffnete sie leicht und ließ mit einem leisen Stoß eine imaginäre Kugel hinaustrollen zwischen die abertausend blühenden Augen vor ihm und über ihm; und es war ihm, als müßte sie bald zur Größe der Erde, und als klinge sie auf in einem brausenden Ton. —

— Zur vierten Stunde fand Kepler sich im Richthaus ein; er trat zu Martinus Einhorn und sagte fest: „Ach widderrufe nicht. Dereinst hoffe ich Euch zu überzeugen. Einstweilen bitte ich Euch um Christi willen, meine arme Mutter zu schonen, so weit Ihr es vermögt.“

Der Burgemeister antwortete ihm mit unbewegtem Gesicht:

„Heber Nacht ist ein Bote gekommen aus Tübingen. Die hohe Fakultät hat gestern, zu später Abendstunde, das Urteel in Sachen der Katharina Keplerin gefaßt. Es ist bestimmt worden, daß die Beklagte noch einmal einem scharfen Verhör zu unterwerfen sei, im Angesicht der Föllterinstrumente, aber ohne sie anzuwenden. So sie dann nicht gesehe, sei sie los und ledig zu sprechen. Das Verhör ist bereits gesehen. Katharina Keplerin hat nicht gestanden. Ich könnte sie halten unter irgendeinem Vorwand; mir liegt nichts daran: Ihr wißt, woran mir lag. Rechnet sie hin und gehabt Euch wohl!“

Das Gottfriede kam und legte Johannes die Mutter in den Arm; sie schlief fest nach den fünf Tagen der Wochfolter und sah den Sohn nicht.

Johannes Kepler neigte sich gegen Martinus Einhorn und trat aus dem Richthaus auf den Platz, der davor war; in seinen beiden Armen lag leise atmend der leichte Greisenleib seiner gereizten Mutter, und über seinem weißen Gesicht war der samtene Himmel noch immer strahlender Sterne voll.

Dieserhalb wechelte der Affe seinen Besitzer und kam, wie schon gesagt, zu dem Leiermann. Doch brachte der Affe ihm kein Glück. Die Drehorgel war zwar immer umloget, aber der einzelne mühseltrudige Teil stiel nun nicht mehr so auf, er fühlte sich nicht mehr verpflichtet, und viele drückten sich und gaben nichts. Wieder andere dachten nur an den Affen. Früher gaben sie dem Leiermann einen Sechser, jetzt gaben sie dem Affen ein Stück Zucker. Der Affe bekam mitunter zehn Spiegel an einem Tag, der Affe bekam sogar Rädchen und Wädhchen. Und der Leiermann? Nun man tröstete sich, als Kriegsinvalid bekam er doch seine Rente. Wie gut es ihm ging, das sah man doch, er konnte sich sogar einen Affen halten. Irgendein hämischer Mensch tat diesen Ausspruch, und viele Leute, welche die Not mißgünstig gemacht hatte, sie sprachen ihm nach. Der Krüppel jedoch trennte sich nit von dem Affen. Er frogte seiner ganzen mißläunigen Umwelt, er schloß sich fest an das Tier. Er wollte von keinem Menschen mehr etwas wissen. Nie tat er den Mund auf zu einer erleichternden Aussprache.

Der Affe war mit der Zeit böse geworden. Er haßte die kleinen Kinderhände, die ihn oft kniffen, er haßte die dünnen Kinderstimmchen. Er wollte weder gerufen noch gestreichelt werden. Er sprang die Kinder an, er biß. Bald mied man dieserhalb den Leiermann, aber er trennte sich nicht von dem Affen.

Beide wurden krank, beide husteten, und der Winter war hart. Der Mann blieb nicht zu Hause, in wahrer Verhessenheit spielte er Tag für Tag abgeleierte Schlagier. Das Aeffchen trach dacht an ihn, es war nur noch ein kleines, mit dünnem Fell behangenes Gerippe.

Beide schlepten sich nur noch mühsam durchs Leben, beiden zerriß die Kälte die Brust. Und eines Abends, als der Mann noch mit letzter Kraft Wasser auf die Gasflamme gesetzt hatte, um etwas wärmenden Tee zu kochen, wurden beide von ganz besonders heftigen Hustenanfällen geschüttelt und sie starben beide in der gleichen Nacht, das heißt, ihre Körper; denn ihre Seelen waren schon lange in dieser kleinlich leidenden Welt des mißmutigen Alltags verendet.

David Luchnat: Der Abschied

Die Dinge fordern ihren Abschied von uns, alle Dinge, die uns verlassen müssen, weil sie uns fremd wurden. Dieses letzte Geschenk fordern sie, daß wir den Knoten lösen, der uns mit ihnen verband. Sie möchten noch einmal unseren segnenden Atem fühlen, unsere liebende Hand, ehe sie uns entgleiten. Die Dinge wissen, daß wir durch das Abschiednehmen unaufhörlich an sie geknüpft werden.

Später taucht Erinnerung mahnend und klagend empor. Die Träne des Abschieds trocknet niemals. Wir denken an die Stunde der Trennung, und unser Herz schmilzt wie Wachs. Schmerzhaft fühlen wir die Unwiederbringlichkeit der Dinge, die nicht mehr sind, die uns wenigstens nicht mehr sind, was sie uns waren.

Unaufhörlich nehmen wir Abschied und segnen Dinge, die uns entgleiten. Denn alles rinnt dem Menschen unter den Händen fort wie Sand. Immer leerer wird es um uns. Die Einsamkeit wächst, einem Walde vergleichbar, und überhohlet uns mit lautlosen Wipfel.

Die Zeit scheint nahe, wo wir nichts mehr haben, von dem wir Abschied nehmen könnten. Dann vielleicht werden wir empfinden lernen, was Gott empfand, als er von den Menschen Abschied nahm.

Sperlingssterben. Auf den Ebellandinseln und auf Fair Isle, einer kleinen Insel in der Nähe, gab es bisher Sperlinge in Hülle und Fülle. Seit dem Jahre 1926 nimmt ihre Zahl erstaunlich schnell ab, und man weiß jetzt nur noch von ganz vereinzelt Tieren zu berichten. Man führt das Aussterben der Sperlinge auf irgendeine Krankheit zurück, konnte aber bis jetzt noch nichts Genaueres darüber ermitteln.

Die Bezeichnung Karat hat ihren Ursprung in dem arabischen Worte „Karat“, das eigentlich der Name für den Samen des Brotfruchtbaums ist. Die arabischen Zählwörter wendeten nämlich früher diesen Samen beim Wiegen an.

